1,20 DM/Band 172

Neuer Roman

BASTEI

GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut

Jason Dark

Die Killerpuppen

Schweiz Fr 1,50



Die Killerpuppen

Gespenster Krimi Nr. 172

von Jason Dark

erschienen am 28.12.1976

Titelbild von Josep Marti Ripoll

Sinclair Crew

Die Killerpuppen

»Ihr werdet für mich töten«, flüsterte die Stimme.

»Ihr werdet mir all das zurückholen, was mir genommen worden ist. Ich habe euch erschaffen, und ihr müßt mir gehorchen. Wir werden es ihnen zeigen. Niemand hintergeht mich ungestraft!« Die Stimme verstummte. Schritte klangen auf. Leise, schleichend…

Dann zersägten zwei Scheinwerfer die drückende Dunkelheit, erhellten einen dunklen, breiten Vorhang. Ein Motor begann zu brummen. Langsam glitt der Vorhang zur Seite. Dahinter standen – zehn Puppen. Menschengroß, kalt und hart wie Marmor. Groß waren die Augen, und aus ihnen rannen blutige Tränen…

»Und deine Frau ist wirklich nicht zu Hause?« fragte die blonde Fay mit nachdenklich gerunzelter Stirn.

»Nein, mein Täubchen.« Der Mann hinter dem Lenkrad verzog den Mund und zeigte zwei Reihen blendend gewachsener Zähne. Seine nervige, gebräunte Hand strich über das linke Knie der Frau. Die Nylons knisterten.

Fay Ranson atmete scharf und preßte die Oberschenkel zusammen. »Nicht hier, Rick!«

Rick behielt sein Lächeln bei. »Hatte ich auch nicht vor, Darling. Du weißt, ich liebe das Bequeme – und im Auto nun, das waren Jugendsünden. Heute brauche ich eben Stil und einen gewissen Komfort. Eisgekühlter Champagner wäre auch nicht zu verachten.«

Fay Ranson lachte. »Hör auf, Rick, du machst mir noch den Mund wässerig.«

»Das war auch der Sinn der Sache.«

Rick küßte seine neueste Eroberung seitlich neben dem Kinn auf die straffe Haut des Halses. Dabei roch er das schwere Parfüm, das so angenehm in seiner Nase kribbelte.

Rick Torkano war ein Weiberheld. Er hielt sich für unwiderstehlich, und die Frauen machten es ihm auch überaus leicht. Er hatte bis jetzt noch jede ins Bett bekommen und danach kurzerhand abgeschoben, was wiederum nicht die feine englische Art war. Aber Torkano war schließlich verheiratet und hatte auf seinen guten Ruf zu achten, besonders deshalb, weil seine Frau Diana das nicht unbeträchtliche Vermögen mit in die Ehe gebracht hatte. Zum Glück hatte seine bessere Hälfte exzentrische Hobbys, die sie in alle Teile der Welt führten. Sie war Amateurarchäologin und hatte es auch geschafft, international anerkannt zu werden.

Was man von Rick Torkano allerdings nicht behaupten konnte. Aber das war ihm egal. Hauptsache, die Girls erkannten ihn an. Rick Torkano sah aus wie ein Modebeau. Regelmäßige Kuren auf Schönheitsfarmen vertuschten sein wahres Alter von fünfundvierzig Jahren. Sein Haar war künstlich gebleicht, die Haut immer sonnenbraun und zwei Mundfalten bewußt gelassen worden, da sie seinem Gesicht einen gewissen brutalen Ausdruck gaben.

Torkano hatte Fay in einer Bar am Piccadilly aufgegabelt ein paar Gläschen mit ihr getrunken und sie dann in sein Haus eingeladen. Die blonde Fay mit der modischen Kurzhaarfrisur und dem Puppengesicht hatte zugestimmt, ohne sich weiter zu zieren.

Torkanos Hand löste sich von Fays Knie, glitt weiter und öffnete die Beifahrertür.

»Ende der Reise«, sagte er Fay drehte den Kopf. »Willst du den Wagen nicht in die Garage fahren?«

»Keine Lust.«

»Meinetwegen.«

Fay schwang ihre Beine nach draußen. Warme Sommerluft umschmeichelte ihre nackten Knie. Es war eine der letzten Sommernächte, deren Ruhe nur vom Zirpen der Grillen unterbrochen wurde.

»Himmel, ist das irre«, sagte Fay, drehte sich im Kreis und sah sich dabei um.

Das Haus war wirklich ein Gedicht. Es lag auf einem künstlich angeschütteten Hang und war im Bungalowstil errichtet worden. Es bildete den Mittelpunkt eines gepflegten Parks mit einem streichholzkurz geschnittenen Rasen, gepflegten Zierbüschen, zwei kleinen Teichen und einem Springbrunnen.

Über der Haustür brannte eine kleine Lampe, streute ihr Licht auf die weißen Mauern.

Rick Torkano hatte ebenfalls den Mercedes 450 SL verlassen. Sein beiges, sehr teures Flanelljackett hatte er lässig über die Schulter geworfen, die linke Hand spielte mit dem Hausschlüssel.

»Am liebsten möchte ich im Freien bleiben«, rief Fay Ranson.

Rick grinste schief. »Wie gesagt, zu unbequem. Komm erst mal mit rein, dann wirst du das Freilufttheater schon vergessen.« Er lachte.

Rick schloß die Tür auf und drehte einen Schalter. Augenblicklich übergoß gedämpftes Licht die unteren Wohnräume und verbreitete eine gemütliche Atmosphäre.

Rick Torkano ließ Fay den Vortritt. Spöttisch lächelnd beobachtete er, wie Fay die Einrichtung mit großen Augen bestaunte. So etwas hatte sie noch nie gesehen. Für Torkano war dies alles selbstverständlich, wenn es auch nicht von seinem Geld angeschafft worden war.

»Geh in den Living-room«, sagte er. Rick zeigte mit dem Mittelfinger nach vorn. »Durch die Schiebetür.«

Die Tür stand offen.

Vorsichtig, als hätte sie Angst, etwas schmutzig zu machen, betrat Fay den luxuriös eingerichteten Raum.

Felle und kostbare Teppiche auf dem Boden, zeitlose, teure Möbel, hohe Stereoboxen und eine riesige Wand, die fast nur aus Fenster bestand.

Hinter dem Haus spiegelte sich das Mondlicht auf den Wellen eines nierenförmig angelegten Pools.

Fay hörte Wasser rauschen und dachte daran, daß auch sie ein Bad gebrauchen konnte.

Sie ging bis zum Fenster. Felle und Teppiche dämpften die Schritte bis zur Geräuschlosigkeit.

Die Gardine bedeckte nur die obere Hälfte der Scheibe, gestattete dadurch einen freien Blick.

Fays Blicke glitten über den Pool hinweg. Büsche begrenzten das Ende des Grundstücks. Klar zeichneten sie sich vor dem Mondlicht ab.

Plötzlich erstarrte die Frau. Etwas hatte sich in den Büschen bewegt. Fay wandte sich um.

»Rick!« rief sie. »Komm! Bitte schnell!«

Sekunden später stand Rick Torkano im Zimmer. »Was ist denn los?«

Er hatte sich eine Zigarette angezündet und trug einen seidenen Hausmantel. Fays beachtlicher Busen hob und senkte sich unter schweren Atemzügen.

»Im Garten, Rick. Dort hat sich etwas bewegt. Da ist jemand!«

»Unsinn!«

»Doch, sieh selbst. An den Büschen, hinter dem Pool.« Sie faßte Rick an der Schulter und zog ihn zum Fenster.

Der Mann tat ihr den Gefallen und sah nach draußen. Dann hob er die Schulter und drehte sich um. »Tut mir leid, Süße, aber ich habe nichts gesehen. Du wirst dich getäuscht haben.«

»Nein, Rick. Ich…«

»Unsinn, zum Teufel!« Rick Torkano wurde ungeduldig. Er wollte sich nicht durch die Spinnereien die nächsten Stunden verderben lassen. »Du hast schließlich auch einige Gläser getrunken«, sagte er, »und da fängt man schon mal leicht an, Gespenster zu sehen, wo keine sind.«

»Aber deine Frau…«

»Meine Frau ist nicht da, verdammt. Sie ist in Deutschland und gräbt nach einem Badehaus, das die alten Römer uns hinterlassen haben.«

Rick legte seine Hand um ihre Schulter. »Komm, sei ruhig, und trink einen Schluck. Dann vergehen dir die blöden Spinnereien, und du kommst endlich wieder auf richtige Gedanken.«

»Entschuldige.« Fay Ranson hauchte Rick einen Kuß auf die Wange. Der Mann führte seine neueste Eroberung zur Hausbar. Im Vorbeigehen drückte er auf den Knopf der Stereoanlage. Einschmeichelnde Musik erfüllte den Raum.

Die Bar war in einer Nische des Zimmers untergebracht. Es gab praktisch alles. Vom griechischen Ouzo, bis zum Bourbon-Whisky. Der untere Teil der Bar bestand aus einer mit Holz verkleideten Kühltheke. Fay Ranson setzte sich auf einen der mit Fell bespannten, sehr bequemen Hocker.

»Was nimmst du?«

Fay lächelte. »Du hast vorhin etwas von Champagner gesagt.« Rick Torkano schüttelte den Kopf.

»Nein, den trinken wir gleich. Erst etwas Hartes.«

»Vielleicht einen Cognac?«

Rick Torkano schnalzte mit der Zunge. »Ich habe einen vorzüglichen französischen Weinbrand. Zwölf Jahre gelagert. Ein Tropfen für

Genießer.«

Rick Trokano füllte den Boden eines kostbaren Kristallschwenkers und reichte das Glas der Frau rüber.

Er selbst nahm Whisky.

Die beiden prosteten sich zu. Fay Ranson leerte das Glas mit einem Zug, stellte es auf die Bar und seufzte: »Das tat gut.«

»Sage ich doch.«

Rick Torkano verließ den Platz hinter der Bar und faßte Fay Ranson um die Schulter. Dabei spielten seine Finger mit den Knöpfen der duftigen Bluse, unter der die Frau keinen BH trug.

Fay Ranson wand sich aus dem Griff des Mannes. »Jetzt nicht, Rick. Ich möchte erst ein Bad nehmen.«

»Wie du willst, Darling«, sagte der Mann und erklärte ihr den genauen Weg zum Bad.

Es war ein Traum. Auch hier Teppiche auf dem Boden, aus braunem flauschigem Stoff. Die beiden Waschbecken waren in Grün gehalten, darüber die großen kostbaren Kristallspiegel. An der Stirnseite Einbauschränke, deren Türen magnetisch verschlossen wurden. Die Wanne war sehr breit. Zwei Menschen hatten darin Platz. Sie war etwas in den Boden eingelassen worden, um ein bequemeres Einsteigen zu ermöglichen.

Fay Ranson ließ Wasser in die grüne Marmorwanne laufen. Für sie war alles wie ein Traum. Sie kam aus ziemlich bescheidenen Verhältnissen und arbeitete in einer Boutique als Verkäuferin. Sie war schon in zahlreichen gut eingerichteten Wohnungen und Häusern gewesen, aber dies hier übertraf alle bei weitem.

Während sie das Wasser mit hautfreundlichen Badesalzen anreicherte, holte sie aus dem Schrank ein flauschiges Badetuch.

Dann schlüpfte sie aus ihren Kleidern. Der cremefarbene enge Rock glitt zu Boden, die rote Bluse folgte. Mit gekonnten Bewegungen stieg Fay aus dem Slip. Prüfend betrachtete sie ihren Körper im Spiegel, fuhr mit ihren Händen an den Hüften entlang und war mit sich sehr zufrieden.

Das Wasser hatte genau die richtige Temperatur, als sie in die Wanne stieg.

Fay Ranson schloß die Augen. Sie hatte die Tür offen gelassen und hörte aus dem Living-room die Musik. Sie glaubte, auf einer rosaroten Wolke zu schweben und ahnte noch nicht, wie brutal sie wieder in die Wirklichkeit gerissen werden sollte.

Nach zehn Minuten stieg sie aus dem Wasser. In ihren Adern prickelte das Blut.

Das Badesalz hatte eine betörende, erotisierende Wirkung auf sie ausgeübt. Sie fror ein wenig und wickelte sich fest in das flauschige Badetuch.

Dann ging sie zurück in den Living-room. Ein verführerisches Lächeln hatte sich in ihre Mundwinkel gegraben.

Rick Torkano saß auf der weißen Ledercouch und hielt ein mit Whisky gefülltes Glas in der Hand. Er drehte es. Die Eiswürfel klingelten gegeneinander wie kleine Glocken.

Unhörbar schlich Fay auf Rick Torkano zu. Sie gelangte in seinen Rücken und legte ihm beide Hände über die Augen.

Rick Torkano stellte das Glas zurück auf den Tisch mit der Schieferplatte und ließ sich dem sanften Druck der Hände folgend nach hinten sinken.

»Schon fertig?« fragte er, wahrend er beide Arme hob, nach hinten streckte und Fays Hals umklammerte.

»Für dich habe ich mich beeilt«, gab Fay ebenso leise zurück. Sie löste ihre Hände von Ricks Augen, beugte den Kopf nach vorn und berührte mit ihren Lippen den Mund des Mannes.

Die beiden Menschen schlossen die Augen. Sie glaubten, völlig allein zu sein und ahnten nichts von der Gefahr, die draußen im Garten lauerte.

Fay Ranson ließ sich über den Rand der Couch gleiten, fiel auf die weichen Polster und drehte sich auf den Rücken.

Rick Torkano lachte. Seine Hände fuhren unter das Badetuch, öffneten mit zwei Fingern den Knoten, der es oben über der Brust festhielt. Das Tuch klaffte auseinander.

»Rick, was machst du?« rief Fay Ranson in gespieltem Erstaunen und wollte sich zur Seite drehen.

Torkano ließ es nicht zu. Seine rechte Hand legte sich auf Fays Schulter, während die linke über den Körper glitt, dessen Haut sich wie Seide anfühlte.

Fay erschauderte unmerklich. Wie von selbst schloß sie die Augen, gab sich völlig den suchenden Fingern des Mannes hin.

Doch draußen wartete bereits der Tod!

Wie aus dem Nichts tauchte plötzlich eine Gestalt vor dem Fenster auf. Sie war so groß wie ein normaler Mensch, doch ihre Bewegungen waren ungelenk und ihre Haut schimmerte seltsam bleich und kalt. Rick Torkano und Fay Ranson merkten nicht, waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt.

Die Gestalt hob den rechten Arm.

Im gleichen Atemzug zersplitterte die große Fensterscheibe. Unzählige Splitter und Scherbenreste flogen in das Zimmer. Mit einem Schrei fuhren Rick Torkano und Fay Ranson auseinander. Ihre Augen wurden weit vor Entsetzen, als sie sahen, wer durch das zerbrochene Fenster in den Living-room stieg.

Es war eine menschengroße Puppe!

***

Der Duft von gebratenem Fleisch zog wie ein Schleier durch den Garten, kitzelte die Nasen der anwesenden Gäste und ließ ihnen das Wasser im Mund zusammenlaufen.

Zwei Frauen standen vor dem gußeisernen Grill und wendeten handgroße, rosige Filetsteaks. Gartenlaternen gaben genügend Licht, so daß die gepflegten Büsche und Ziersträucher im Hintergrund des Grundstücks wie dunkle Inseln wirkten.

Beide Frauen waren blond, und beide trugen fußlange Kaminröcke aus buntem Stoff und dazu unifarbene Blusen. Die Frauen verstanden sich prächtig. Eine von ihnen war die Gastgeberin. Sie hieß Sheila Conolly, ihr und ihrem Mann gehörte das Haus.

Aufseufzend blies sich Sheila eine Haarsträhne aus der Stirn. »Himmel, bin ich froh, daß es heute abend endlich geklappt hat. Manchmal habe ich schon gedacht, der gute John käme überhaupt nicht von seinen Geistern und Dämonen los.«

Jane Collins lachte. Dabei tanzten in ihren grünen Augen helle Funken. »Du weißt ja, das ist sein Job.«

»Job hin – Job her. Man muß auch mal Feierabend haben und ausspannen. Bill war früher genauso. Auch nach unserer Hochzeit versuchte er noch, mit John auf Geisterjagd zu gehen, aber das habe ich ihm ausgetrieben«, sagte Sheila mit spitzbübischem Lächeln.

»Immer hast du es auch nicht geschafft«, meinte Jane Collins. Sie war Privatdetektivin, wohl die hübscheste in ganz England, und hatte mit John Sinclair schon manchen Strauß gefochten. Seite an Seite, versteht sich.

»Man muß dem Mann etwas Freiheiten lassen«, gab Sheila zu. Die Frauen unterhielten sich leise, damit John Sinclair und Bill Conolly von dem Gespräch nichts mitbekamen.

John Sinclair war Oberinspektor bei Scotland Yard und Spezialist für übersinnliche Kriminalfälle. Er wußte, daß Dämonen und Geister existierten, kannte die gräßlichen Untriebe dieser Wesen aus einer anderen grausamen Welt. Aber er gehörte auch zu den Leuten, die nicht die Hände in den Schoß legten, sondern den Kampf aufgenommen hatten. Mehr als einmal hatte er den Mächten des Bösen eine schreckliche Niederlage bereitet.

John Sinclair und Bill Conolly hielten sich an der Bar auf, die der ehemalige Reporter im Freien aufgebaut hatte. Bill war ein alter Haudegen. Nichts war ihm gefährlich genug, kein Abenteuer zu hart, Bill mußte dabei sein. Dann hatte er Sheila kennen- und liebengelernt, und aus war es mit der Herrlichkeit. Nur noch ab und zu, da packte es Bill, und er ging mit John Sinclair auf Dämonenjagd. Dann konnte ihn auch Sheila nicht mehr halten.

»Tequila, frisch aus Mexiko«, sagte Bill und drehte den Verschluß einer dunkel aussehenden Flasche auf. »Probier mal.«

John hatte nichts dagegen. Er wollte sowieso bei seinem Freund übernachten. Außerdem war heute Samstag.

Ein Döschen mit Salz stand bereit. Während John sich ein wenig Salz auf den Handrücken streute, reichte ihm Bill das Glas. »Sheers, denn«, sagte er.

John biß in eine Zitronenscheibe, aß das Salz und leerte noch im gleichen Atemzug das Glas mit dem Schnaps.

Beides zusammen ließ seinen Magen rotieren, und John hatte das Gefühl, seine Zehennägel würden sich aufrollen.

Feixend beobachtete Bill Conolly seinen Freund.

»Mann«, keuchte der Oberinspektor, von seinen Freunden auch Geisterjäger genannt, »willst du mich vergiften?«

»Keine Spur.«

»Das erzähle einem, der sich die Hose mit 'ner Kneifzange zumacht. Was Hexen, Dämonen und Vampire nicht geschafft haben, bringst du letzten Endes noch mit deinem Gesöff fertig. Pfui Teufel, da bleibe ich lieber bei einem gepflegten Glas Whisky.«

»Kannst du haben.«

Bill schüttete seinem Freund drei Fingerbreit goldfarbenen Bourbon in ein Glas.

»Schon ganz anders«, sagte John, als er den Whisky im Magen hatte. »Du bist eben nichts Gutes gewohnt.«

Bill zündete sich ein Stäbchen an. »Sag mal, wo ist eigentlich dein neuer Kumpan oder Leibwächter?«

»Meinst du Suko?«

»Genau den.« John Sinclair hob die Schultern. »Keine Ahnung, aber wie ich ihn kenne, wird er sich wohl die nähere Umgebung des Grundstückes ansehen, damit wir vor Überraschungen sicher sind.«

»Alle Achtung!« Bill nickte anerkennend. »Den hast du wirklich gut erzogen.«

»Das war er schon vorher.«

John dachte daran zurück, wie er Suko kennengelernt hatte. Es war bei seinem letzten Fall gewesen. John Sinclair hatte es geschafft, die Macht des Schwarzen Drachen zu brechen. [1]

Zur Seite gestanden hatte ihm dabei Suko, der hünenhafte Chinese. Da sein ehemaliger Herr jedoch ums Leben gekommen war und er sich mit John Sinclair gut verstand, hatte John ihm den Vorschlag gemacht, bei ihm zu bleiben. Suko hatte eingewilligt. Allerdings war der Chinese beileibe kein Leibeigener. Er hatte im Chinesenviertel von London seine eigene Wohnung und ging auch einer Beschäftigung nach, aber wenn John seine Unterstützung brauchte, war er immer zur Stelle.

An diesem Tag nun hatte der Oberinspektor Suko seinen Freunden vorgestellt. Während die Frauen ein wenig skeptisch gewesen waren,

war Bill Conolly begeistert.

»Mensch, so einer hätte mir früher auch gefehlt«, hatte er zu John im Vertrauen gesagt.

Der Oberinspektor warf einen Blick zu den beiden Frauen hinüber, die noch immer vor dem Grill standen. Das rötliche Licht des Holzkohlenfeuers und der Schein der Gartenlaternen warfen blitzende Reflexe auf das blonde Haar der Frauen. Ein verlorenes Lächeln umspielte Johns Mundwinkel. Er hätte Jane Collins vom Fleck weg geheiratet, doch sein mörderischer Job machte solch eine Verbindung von vornherein zum tödlichen Risiko. Nein, er würde keiner Frau die Aussicht zumuten, daß sie bereits am nächsten Tag schon Witwe sein konnte.

»He, träumst du?« fragte Bill.

»Nein, nein.«

Bill Conolly grinste wissend. Er kannte seinen besten Freund schließlich lange genug.

Sheila winkte den Männern zu. »Kommt«, rief sie, »es ist fertig, oder wollt ihr zähe Steaks essen?«

»Untersteh dich«, gab Bill lachend zurück.

Rasch schritten die beiden Männer auf den Holzkohlengrill zu. Saucen, Weißbrot, Bestecke – es lag alles bereit. Die vier pickten sich ihr Fleisch vom Rost, setzten sich auf die Gartenstühle und ließen es sich schmecken. Dazu tranken sie deutsches Bier.

Auf einmal war Suko da. Niemand hatte ihn kommen gehört, und Sheila stieß einen erschreckten Laut aus.

»Bedien dich«, sagte John zu dem muskelbepackten Chinesen, mit den schwarzen Haaren und der Kämpfernatur eines Tigers.

Suko langte zu. Er trug helle Jeans und ein Polohemd, das sich in den Schultern arg spannte.

Sheila legte inzwischen neues Fleisch auf den Rost. Außerdem noch einige Bratwürste.

»Mensch, ist das gut«, sagte John und spülte das letzte Stück Fleisch mit einem gewaltigen Schluck Bier hinunter. Dann häufte er sich einige frische, knackige Salate auf den Teller. »Ein Lob den beiden Köchinnen. Ich habe selten so gut gegessen.«

»Das sagst du bestimmt jeder«, meinte Jane Collins spitz, ließ sich in ihrem Stuhl zurücksinken und tunkte ein Stück Fleisch in eine scharfe Currysauce.

John wollte etwas erwidern, verschluckte aber die Bemerkung und setzte sich kerzengerade hin.

»Ist was?« fragte Bill.

»Ja, zum Teufel. Ich glaube, hier in der Nähe ist eine Scheibe zu Bruch gegangen.«

»Unsinn.« Bill winkte ab. »Du siehst mal wieder Gespenster. Oder

habt ihr etwas gehört?« wandte er sich fragend an die beiden Frauen. Sheila und Jane schüttelten die Köpfe.

»Na bitte«, sagte Bill.

John ließ sich jedoch nicht von seiner Meinung abbringen. »Und du, Suko? Hast du was gehört?«

Suko nickte zustimmend. »Ja, etwas hat geklirrt.«

»Nun mach aber mal einen Punkt, John«, sagte Bill Conolly. »Hier steigt schon niemand ein.«

»Hier nicht, aber auf dem Nachbargrundstück.«

»Das ist verdammt weit entfernt.«

»Nachsehen schadet ja nichts.«

»Nein, nein«, rief auch Sheila Conolly dazwischen. »Erst wird gegessen. Und verjag doch endlich mal deine Gespenster, Geister und Verbrecher aus dem Schädel. Oder was meinst du, Jane?«

»Sheila hat recht, John.« Jane Collins beugte sich vor und legte ihre Hand auf John Sinclairs Knie. »Denk doch nur an den heutigen Abend. Wie lange hat es gedauert, bis du Zeit gefunden hast. Und jetzt hörst du auch noch komische Geräusche. Himmel, sei doch mal ein Mensch.«

»Okay, okay.« Beschwichtigend hob John Sinclair beide Hände. »Ich will euch den Spaß nicht verderben, aber laßt ihr mir auch meinen. Suko kann ja nachsehen.«

Der Chinese stand sofort auf. Bill wollte ihm den Weg zum Nachbargrundstück erklären, doch Suko winkte ab. »Ich habe mich bereits umgesehen«, meinte er.

»Dann eben nicht.«

Die vier Freunde sahen Suko nach, bis ihn die Dunkelheit verschluckte. Dann widmeten sie sich wieder den zarten Steaks. Noch ahnte keiner von ihnen, welch eine blutige Überraschung diese Nacht noch für sie bergen sollte…

***

Kalt, glatt und grausam sah die Puppe aus. Sie besaß keinerlei menschliche Geschlechtsmerkmale, stand einfach nur da und starrte die beiden Menschen an.

Die Haut – wenn man überhaupt davon sprechen konnte – war weiß und mit einem bläulichen Schimmer überzogen. Der Mund in dem runden Gesicht war blutrot, wirkte auf den Betrachter wie eine offene Wunde. Die Augen lagen tief in den Höhlen und waren von einem seltsam hellen Blau. Eine flache Nase und runde, etwas aufgebläht wirkende Wangen vollendeten den Gesamteindruck.

Die Puppe setzte sich in Bewegung.

Ungelenk, aber zielstrebig mit kleinen, etwas wankenden Schritten. Die Arme baumelten an beiden Seiten des Körpers herab, als würden

sie nicht dazugehören.
Rick Torkano und Fay Ranson hatten ihren ersten Schrecken überwunden. Rick stieß Fay zur Seite, sprang auf und lief der Puppe entgegen. Beide Hände wollte er dem Monster gegen die glatte Brust rammen, doch ein Schlag mit dem Arm fegte ihn zur Seite. Torkano hatte das Gefühl, von einem Dampfhammer getroffen worden zu sein. Er flog durch das Zimmer, riß zwei kleinere Stühle mit, räumte eines der beiden Steuergeräte der Stereo-Anlage vom Sideboard und begrub das Gerät unter sich.
Erst jetzt begann Fay Ranson zu schreien.
Grell und spitz stach der Schrei durch den Raum, brach sich zitternd an den Wänden und verstummte mit einem Wimmern.
Wie ein Roboter kam die Puppe auf Fay Ranson zu. Weit waren die Arme vorgestreckt, und dem Girl wurde klar, daß dieses gräßliche Geschöpf sie töten würde.
Aber mit der Panik kam auch er Wille zum Überleben.
Nackt wie sie war, sprang Fay Ranson von der Couch und tauchte unter den zupackenden Armen der Puppe hinweg. Schreiend rannte sie durch das Zimmer, sah den halb bewußtlos am Boden liegenden Rick Torkano aus den Augenwinkeln und flüchtete schreiend auf die Haustür zu.
Nur weg von hier! Weg! hämmerte es in ihrem Schädel. Ihre Hand fand die Klinke – und…
Die Tür war zu.
Rick Torkano hatte sie abgeschlossen.
Fay Ranson schluchzte auf, wie ein waidwundes Tier. Sie warf sich auf dem Absatz herum, sah plötzlich den gewaltigen Schatten, und ihr wurde bewußt, daß der Fluchtweg zurück in den Living-room versperrt war.
Wohin jetzt?
Fieberhaft suchten ihre Augen nach einem Ausweg.
Und die Puppe kam immer näher.
Plötzlich packte Fay Ranson das eiskalte Entsetzen. Sie sah die Augen der Puppe – und die beiden blutroten Tränen, die daraus hervorquollen und an der Wange entlangliefen.
Gab es größeres Grauen?
Fay Ranson wurde von Angst und Panik geschüttelt.
Hart drang das Pochen der Schritte an ihre Ohren, aber in einer Instinktreaktion warf sie sich kurzerhand nach vorn und taumelte auf die Badezimmertür zu.
Wie sie es geschafft hatte, ins Bad zu kommen und die Tür hinter sich zu schließen, wußte sie nicht zu sagen. Sie sah sich nur mit hämmerndem Herzen und jagenden Pulsen an der gekachelten Wand lehnen und aus tränennassen Augen auf das Fenster starren. Das

Fenster!
Mein Gott, das war die Rettung.
Fay Ranson stürzte darauf zu, riß den Griff nach unten und zog das breite Fenster auf.
Frische Nachtluft strömte ihr entgegen.
Fay Ranson stützte sich mit beiden Händen auf die Fensterbank, wollte sich hochschwingen, doch ihre Kräfte versagten. Fay hatte nie Sport getrieben und war nun überfordert.
Schon hämmerte die Mörderpuppe gegen die Tür.
Das Monster mußte über unheimliche Kräfte verfügen. Als Fay Ranson zum zweitenmal Anlauf nahm, um noch einen Fluchtversuch zu unternehmen, splitterte die Badezimmertür aus ihrer Füllung.
Fay schrie, schrie und schrie.
Die Mörderpuppe war mit drei Schritten heran. Weit holte sie mit dem rechten Arm aus…
Fay Ranson machte eine instinktive Abwehrbewegung, versuchte beide Arme zu heben, doch ein gewaltiger Schlag fegte ihre Deckung auseinander.
Schwer fiel das Mädchen zu Boden.
Dann hob die Puppe den linken Fuß. Fay Ranson starb einen schnellen, aber grausamen Tod…

***

Mit geschmeidigen, raubtierhaften Schritten, hetzte Suko über das weiträumige Grundstück. Längst war er dem Lichtschein entronnen und eins geworden mit der tintigen Dunkelheit.
Geisterhaft tauchten Büsche und kleinere Ziersträucher vor Suko auf, doch der Chinese schien die Augen einer Katze zu haben, nicht ein Mal blieb er mit seiner Kleidung irgendwo hängen.
Dann – hinter einer etwas aufgelockerten Rhododendrongruppe – sah Suko die schienbeinhohe Grundstücksmauer. Deutlich waren die weißen Steine in der Dunkelheit auszumachen. Und dann hörte Suko den Schrei!
Es war eine Frauenstimme, die geschrien hatte Grell, spitz, in höchster Todesangst.
Suko blieb einige Sekunden stehen, lauschte.
Der Schrei war vom nächsten Grundstück heraufgeklungen, dort wo auch wahrscheinlich die Scheibe zersplittert war.
Suko flankte über die Mauer. Das Gelände stieg leicht an. Von links hörte man das Plätschern eines kleinen Brunnens. Geradeaus verwehrten Büsche die Sicht.
Trotzdem sah Suko den Lichtschein durch die Sträucher schimmern. Er kam vom Haus her und war ziemlich schwach.
Der Chinese umrundete die Buschgruppe, sprang über einen kleinen,

künstlich angelegten Teich und lief mit langen Sätzen auf das Haus zu.
Da sah er die Gestalt!
Suko hatte sich dem Haus so weit genähert, daß er Einzelheiten erkennen konnte. Er sah das große, zerbrochene Fenster, aus dem der Lichtschein fiel, und den Unbekannten, der mit einem großen Schritt durch den Rahmen stieg.
Er hatte Suko noch nicht entdeckt und lief den Weg hinunter, der mit Platten belegt war und zum Gartentor führte.
Suko kam von der Seite.
Wie ein Tornado fegte er heran und flog die letzten beiden Yards im Hechtsprung auf die Gestalt zu.
Zu spät merkte Suko, daß er kein menschliches Wesen, sondern eine Puppe vor sich hatte.
Wuchtig knallte er gegen den kalten glatten Stein. Seine Karatefäuste hämmerten zu, und im nächsten Augenblick stieß der Chinese einen überraschten, aber auch schmerzerfüllten Schrei aus.
Die Handkanten prallten ab, als hätte er gegen Metall geschlagen. Die Puppe war nicht einmal zu Boden gefallen, ging aber dafür zum Gegenangriff über.
Suko lag auf der Erde, sah im letzten Moment den Fuß auf sein Gesicht zukommen und drehte sich blitzschnell zur Seite. Neben ihm pflügte der Fuß den Rasen auf.
Sofort war Suko wieder hoch, doch der Puppenarm fegte seine zur Deckung erhobenen Hände zur Seite.
Und dann war die Mörderpuppe heran.
Ein gewaltiger Schlag traf Sukos Schulter, schleuderte ihn zur Seite. Er rollte sich geschickt ab, konnte aber dem nächsten mörderischen Hieb nicht mehr ausweichen.
Etwas knallte mit ungeheurer Wucht gegen seinen Schädel, und bevor Suko in den Strudel der Bewußtlosigkeit gerissen wurde, hörte er noch, wie jemand seinen Namen rief.
Dann war es aus!

***

John Sinclair sprang von seinem gepolsterten Gartenstuhl hoch. »Verdammt noch mal, da hat jemand geschrien. Bill, du mußt es doch auch gehört haben!«
Der Reporter stellte seinen Teller ab. »Ja, du hast recht. Da hat auch jemand geschrien. Hörte sich an wie ein Hilferuf.« Bill stand ebenfalls auf. »Los, laß uns nachsehen!«
»Nein!« John winkte ab. »Bleib du bei den Frauen. Ich geh' schon.«
»Hast du eine Waffe?« Der Geisterjäger schüttelte den Kopf, und ehe einer der anderen noch etwas sagen konnte, war er losgerannt. John Sinclair kannte das Grundstück seines Freundes Bill Conolly sehr

genau. Es dauerte nicht lange, da hatte er die Begrenzungsmauer erreicht, sprang hinüber und hetzte auf das Nachbargrundstück. Schon bald konnte er die beiden Personen ausmachen, die miteinander kämpften. Einer von ihnen war Suko, und zum Teufel, es sah ganz so aus, als sollte er diesen Kampf verlieren.

John war wie vor den Kopf gestoßen. Er hatte Suko mehrmals in Aktion gesehen und erlebt, wie er mit drei, vier Gegnern spielend fertig geworden war, aber hier hatte er es nur mit einem zu tun. John sah, wie Suko von einem Schlag zu Boden geworfen wurde und dort liegenblieb.

Der andere kümmerte sich nicht mehr um den Chinesen, sondern lief auf den Ausgang zu.

In Johns Brust kämpften zwei Seelen gegeneinander. Einerseits wollte er der Person helfen, die geschrien hatte, andererseits war es auch enorm wichtig, die Verfolgung des Kerls aufzunehmen.

John entschied sich für die zweite Möglichkeit.

Er schnitt dem Mann den Weg ab und hatte ihn dicht vor dem Eingangstor eingeholt.

Da wandte der Kerl sich um.

John Sinclair hatte das Gefühl, sein Herz würde stehenbleiben. Vor ihm stand kein Mensch, sondern eine Puppe, ein zu Stein gewordenes Monster.

Der Mond gab genügend Licht, um auch Einzelheiten erkennen zu können. John sah, daß die Puppe nackt war, die Haut schimmerte seltsam bleich und kalt.

Der Geisterjäger machte nicht den Fehler, sofort anzugreifen. Er hielt sich zurück, ließ die Puppe kommen.

Doch sie dachte gar nicht daran. Sie drehte sich um und stieg kurzerhand über die Grundstücksmauer.

John hinterher.

Er stand kaum auf dem schmalen Bürgersteig der kleinen Straße, als plötzlich zwei Scheinwerfer aufflammten.

Geblendet schloß der Oberinspektor die Augen.

Im nächsten Moment radierten Reifen über den Asphalt, und während John versuchte, aus dem Blendbereich der Scheinwerfer zu kommen, stoppte der Wagen. Die Beifahrertür wurde aufgerissen.

John stand jetzt so, daß er nicht mehr geblendet wurde. Eine Hand tauchte auf, packte die Puppe am Arm und zog sie in das kleine Führerhaus des Autos.

Es war ein Lieferwagen, mit einer von einer Plane verdeckten Ladefläche.

Als die Beifahrertür ins Schloß knallte, stürzte John auf den Wagen zu. Er wollte die Tür wieder aufreißen, doch im gleichen Augenblick machte der Lieferwagen einen Sprung nach vorn und jagte mit

durchdrehenden Reifen davon.

John, der die Tür schon berührt hatte, bekam einen Schlag und wurde zur Seite geschleudert. Er fiel gegen das kleine Tor und stieß sich schmerzhaft den Rücken. Ehe John wieder klar war, war der Lieferwagen schon so weit verschwunden, daß er nicht einmal mehr die Nummer erkennen konnte. Der Oberinspektor verfluchte den Umstand, daß er seinen Bentley nicht hatte. Der Wagen stand in Bills Zweitgarage, momentan unerreichbar.

John Sinclair sprang wieder über die Mauer und lief nachdenklich den Weg zum Haus hoch. Er mußte erst einmal verkraften, was er gesehen hatte.

Eine lebende Puppe! Die Leute würden ihn für verrückt halten, wenn er das erzählte. Aber zum Teufel, John Sinclair wurde nicht umsonst der Geisterjäger genannt, wenn ihn so etwas kalt gelassen hätte. Wer hatte diese lebende Puppe ausgeschickt? Und vor allen Dingen, wie hatte er sie geschaffen? John war überzeugt, daß hier dämonische Kräfte mit im Spiel waren und daß ihm der Zufall einen brandheißen Fall beschert hatte.

Wenige Minuten später hatte John Sinclair das prachtvolle Haus erreicht. Er sah die große zerschmetterte Scheibe. Unzählige Scherbensplitter lagen im Innern des Raumes. An den Kittstellen der Rahmen hingen noch einige lange dolchartige Glasreste.

John stieg durch das Fenster ins Innere des Hauses. Auch hier – im geräumigen Living-room – herrschte ein großes Durcheinander. Möbelstücke waren umgefallen und, als John seinen Blick nach rechts wandte, sah er den Mann auf dem Boden liegen. Er trug einen seidenen Hausmantel und versuchte sich ächzend hochzustützen. John war mit wenigen Schritten bei ihm und hob den Kopf des Mannes an.

Ein blutverschmiertes Gesicht starrte ihn an. Und Augen, in denen Qual und Schmerz abzulesen waren. An der linken Stirnseite hatte der Mann eine Wunde, aus der das Blut gelaufen war.

Der Verletzte krallte seine Hand in Johns Jackenärmel fest. Er wollte wohl etwas sagen, doch nicht ein Ton kam über seine Lippen. »Ich hole Hilfe«, sagte John.

»Nein«, ächzte der Mann. »Nein!« John merkte, welch unsagbare Mühe ihm das Sprechen bereitete. »Bitte – las… lassen Sie mich nicht allein. Die Puppe… sie…«

John lächelte beruhigend. »Keine Angst. Sie ist nicht mehr da. Kommen Sie, ich helfe Ihnen zur Couch zu gelangen. Dort liegen Sie besser.«

»Ich – ich kann nicht.«

»Gemeinsam schaffen wir es.«

John hob den Verletzten hoch, stützte ihn so gut er konnte, ging hinüber zur Couch und bettete ihn auf die weichen Kissen. »Haben Sie

einen Hausarzt, den man benachrichtigen kann?« fragte der Oberinspektor.

»Ja. Dr. Kenwood. Adresse – im Telefon…«

John war klar, was der Mann meinte. Das Telefon stand auf einem kleinen Tisch und war mit einem Namensregister versehen. John fand die Nummer des Arztes und war heilfroh, als sich Doktor Kenwood meldete. Seine Stimme klang frisch, er hatte also noch nicht geschlafen.

John nannte seinen Namen und auch seinen Dienstgrad. Dann berichtete er.

»Natürlich, ich komme sofort«, sagte der Arzt und legte auf. John wandte sich wieder dem Mann zu, der leise stöhnend auf der Couch lag.

»Doktor Kenwood kommt in wenigen Minuten«, beruhigte er den Verletzten.

Ein schwaches Lächeln zuckte um die Mundwinkel des Mannes. »Die – die Puppe«, sagte er. »Sie…«

»Jetzt bitte nicht reden, Mister«, sagte John.

»Doch. Die Puppe – Fay…«

John Sinclair wurde hellhörig. »Wer ist Fay?«

»Sie – ich habe sie mitgebracht. Sie ist…« Der Mann wollte noch etwas sagen, doch eine gnädige Ohnmacht erlöste ihn von seinen Schmerzen.

John begann zu überlegen. Nach den Worten des Verletzten war noch jemand im Haus gewesen. Eine gewisse Fay. Aber wer war die Person? Die Hausherrin? Oder die Tochter des Mannes?

John wollte es jetzt genau wissen. Wenn die Person nicht durch den Hinterausgang geflohen war, dann mußte sie sich noch im Haus befinden, denn auf der Vorderseite hatte er niemand gesehen. Außer Suko.

Mit Schrecken fiel ihm der Chinese ein.

Der Oberinspektor rannte wieder nach draußen, und stellte wenig später beruhigt fest, daß Suko nur bewußtlos war. Hinter dem Ohr wuchs eine dicke Beule.

Der Geisterjäger lief wieder zurück und begann das Haus zu durchsuchen.

Die zweite Tür, die er öffnete, führte schon ins Bad. Geschockt blieb John Sinclair auf der Schwelle stehen.

Er hatte schon zahlreiche Tote in seinem Leben gesehen, doch die Frau, die in einer großen Blutlache auf dem Boden lag, sah fürchterlich aus.

Scharf sog John Sinclair die Luft ein. Als er wieder im Living-room war und die Nummer der zuständigen Mordkommission wählte, sah er, daß seine Finger zitterten…

***

Dreißig Minuten später!

Das Haus glich jetzt einem Ameisenhaufen. Die Mordkommission war zur Stelle und hatte schon mit der Spurensicherung begonnen. Immer wieder flammte das Blitzlicht des Fotografen auf. Er knipste die Leiche aus sämtlichen Perspektiven.

Auch Doktor Kenwood war gekommen. Er war ein großer grauhaariger Mann, trug einen konservativ geschnittenen Anzug und eine dicke Hornbrille auf der Nase.

Doktor Kenwood hatte Rick Torkano eine Beruhigungsspritze gegeben. Jetzt lag Torkano auf der Couch und hielt die Augen geschlossen. Auch Suko war verarztet worden. Kenwood hatte immer nur mit dem Kopf geschüttelt, als er Suko untersucht hatte. »Himmel, ein anderer hätte diesen Schlag wahrlich nicht überlebt. Der Mann muß eine Konstitution wie ein Bulle haben. Trotzdem wäre es besser, er käme in ein Krankenhaus.«

John hatte abgewinkt und gesagt, daß man Suko da wohl nicht hineinbekommen würde. Doch Doktor Kenwood hatte nicht locker gelassen, und so war Suko dann mit einem Krankenwagen in das nächstliegende Hospital gebracht worden.

John, der sich im Hause etwas umgesehen hatte, fand noch mehrere Telefonapparate. Eines stand in Torkanos Arbeitszimmer auf dem eleganten Mahagonischreibtisch.

John Sinclair wählte Bill Conollys Nummer. Sheila meldete sich. »Was ist eigentlich los?« fragte sie, als John sich zu erkennen gegeben hatte. »Wir sitzen hier auf glühenden Kohlen, während du…«

»Halt mal die Luft an, Mädchen«, sagte John ziemlich scharf. »Ich bin nämlich nicht zu Scherzen aufgelegt.«

Sheila stieß einen wütenden Laut aus. »Gut, Herr Oberinspektor«, sagte sie, »wen möchten Sie sprechen?«

Jetzt mußte John doch lachen. »Gib mir mal deinen Mann. Und entschuldige bitte den Ton, aber ich habe eine scheußlich zugerichtete Frauenleiche gefunden.«

»Okay, John. Warte, Bill kommt schon.«

Der Reporter war tatsächlich mit den beiden Frauen im Haus geblieben. Nun war er natürlich doppelt neugierig. »Mensch, John, was ist los? Wenn du jetzt nicht angerufen hättest, wäre ich von allein gekommen.«

»Okay«, sagte John, »komm rüber. Vielleicht kannst du uns helfen.«

»Was ist denn passiert?«

»Sag ich dir gleich.« John hängte auf. Er verließ das Arbeitszimmer und zündete sich eine Zigarette an. Auf dem Flur begegnete ihm Doktor Kenwood. John zog den Arzt ein wenig zur Seite. »Haben Sie einen Augenblick Zeit, Doktor?«

»Ich wollte zwar gerade gehen, aber warum nicht. Wenn sie Fragen haben – bitte.«
»Sie sind doch der Hausarzt der Torkanos?« Diese Frage glich mehr einer Feststellung.
»Ja.«
»Gut, Doktor, dann können Sie mir vielleicht auch sagen, was mit Mrs. Torkano los ist. Die Frau, die hier ermordet aufgefunden worden ist, war schließlich eine Fremde, wenn auch nicht gerade für Mister Torkano.«
Doktor Kenwood rückte seine Hornbrille zurecht und hob bedauernd die Schultern. »Tut mir leid, Oberinspektor, falls Sie angenommen haben, von mir Familienklatsch zu hören, sind Sie leider an die falsche Adresse geraten. Ich weiß nichts.«
»Ich glaube, wir verstehen uns falsch, Doktor«, sagte John. »Ich möchte keine Klatschgeschichten hören, sondern wissen, wo sich Mrs. Torkano zur Zeit aufhält.«
»Auch das kann ich Ihnen nicht sagen, Oberinspektor. Ich bin nur der Hausarzt. Tut mir leid. Wenn Sie mich jetzt entschuldigen wollen. Gute Nacht.«
John schlug wütend seine geballte Rechte in die linke Handfläche. Daß hier etwas nicht stimmte, sah ein Blinder. Die Ehe der Torkanos schien auf wackligen Fußen gestanden zu haben, falls sie nicht schon in die Brüche gegangen war. Lag darin vielleicht ein Motiv? Oder galt der Anschlag in Wirklichkeit Mrs. Torkano?
John hoffte auf Rick Torkanos Aussagen, aber erst einmal mußte er sich um Bill Conolly kümmern, der das Haus soeben betreten hatte und sich suchend umsah.
Inspektor Snider, Leiter der Mordkommission, hatte Bill bereits entdeckt, ging auf ihn zu und wollte ihn aus dem Haus weisen. John Sinclair stellte die Sache schnell klar, und Snider – ein etwas gebeugt gehender Mann – verzog sich brummend.
»Du hast auch immer die seltsame Gabe, über Leichen zu stolpern«, sagte der Reporter zur Begrüßung. »Haben hier eigentlich Vandalen gehaust?«
»So ungefähr.«
Mit ein paar Worten setzte John Sinclair seinen Freund ins Bild. Bills Augen wurden groß, als der Oberinspektor die Mörderpuppe erwähnte und berichtete, wie Suko von ihr niedergeschlagen worden war. »Das gibt’s doch nicht«, sagte der Reporter leise. »Was haben denn die Torkanos mit Dämonen oder Monstern zu tun?«
»Das will ich eben herausfinden«, erwiderte John. »Und du sollst mir dabei helfen.«
»Wüßte nicht, was ich lieber täte.«
»Dann erzähl mir mal etwas über die Torkanos. Du bist schließlich

ihr nächster Nachbar.«
Bill lachte. »Nächster Nachbar ist gut. Ich habe Torkano kaum gesehen. Du weißt ja, jeder geht seinen Geschäften nach und läßt den anderen in Ruhe. Das Haus ist zwei Jahre älter als unseres, wir haben uns wohl mal mit den Torkanos unterhalten, als es um Grundstücksfragen ging.«
»Ist dir da nichts aufgefallen?«
»Wie meinst du das?«
»Ich meine – verstanden sich die beiden gut. Harmonierten sie zusammen?«
Bill hob die Schultern. »Kann ich dir nicht sagen.« Dann begann er zu grinsen. »Ich weiß nur, daß Torkano Sheila ziemlich ungeniert gemustert hat, und daß ihr dieser Kerl ziemlich unsympathisch gewesen ist. Torkano gehört zu den Typen, die jede Frau, die ihnen einigermaßen gefällt, sofort ins Bett haben wollen. So wird es sicher mit dem blonden Girl auch gewesen sein. Wie heißt sie eigentlich?«
»Fay Ranson. Sie hatte ihren Ausweis in der Handtasche.«
Bill schüttelte den Kopf. »Kenne ich nicht.«
»Aber du kennst dafür Mrs. Torkano.«
»Ja, allerdings nur flüchtig.«
»Und?«
»Hm, was soll man da sagen.« Bill knetete sein Kinn. »Sie ist ungefähr fünfunddreißig Jahre alt, macht einen sehr gepflegten, aber auch etwas unterkühlten Eindruck.«
»Reist sie denn oft?«
»Weiß ich auch nicht.«
»Hatte ich mir fast gedacht. Bestimmt kann uns Torkano selbst etwas erzählen.«
»Ist er denn schon wieder auf dem Damm?«
»Ich hoffe es.«
John und Bill gingen in den Living-room. Die Männer der Mordkommission waren bereits dabei, ihre Sachen wieder zusammenzupacken. Inspektor Snider stand kopfschüttelnd in der Mitte des Raumes.
»Ist etwas?« erkundigte sich John.
Snider grinste schief. »Und ob, Kollege. Dieser Rick Torkano scheint doch etwas mehr auf den Schädel bekommen zu haben, als ihm zuträglich ist. Er redet dauernd über eine mordende Puppe. Solch ein verdammter Unsinn. Ich habe schon überlegt, ob ich ihn nicht festnehme. Rein theoretisch könnte er genauso gut als Mörder in Frage kommen.«
»Das glaube ich nicht.«
»Wieso?«
»Ich selbst habe die Puppe gesehen!«

»Was?« Snider sah John immer noch zweifelnd an, dann meinte er. »Sie sind doch der Mann, den man auch Geisterjäger nennt, oder täusche ich mich da?«

»Nein.«

»Dann vermuten Sie also hinter diesem Mord ein übersinnliches Motiv?«

»Wenn Sie es so nennen wollen – ja.«

Jetzt fing Inspektor Snider an zu grinsen. »Demzufolge brauche ich mich nicht weiter um den Fall zu kümmern?«

»So ist es.«

»Phantastisch, Kollege, ich habe nämlich schon genug am Hals. Dieser Mord hatte mir gerade noch gefehlt.«

»Augenblick, Inspektor.« John dampfte den Optimismus des Beamten. »Die Auswertung der Spuren bleibt selbstverständlich weiter in Ihrer Hand. Und ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß dieser Fall Vorrang hat. Schicken Sie mir dann die Ergebnisse zu.«

»Okay, Sinclair.« John Antwort hatte dem Mann wohl nicht gepaßt, aber darum konnte sich der Geisterjäger nicht kümmern. Es gab unter seinen Kollegen sowieso nur wenige, die seinen Job voll akzeptierten. Die meisten hielten John für einen Scharlatan und ärgerten sich auch darüber, daß er mit vierunddreißig Jahren schon Oberinspektor war. Ein Dienstgrad, den die meisten nicht einmal bis zur Pensionierung erreichten.

Irgendwie war der Neid seiner Kollegen sogar verständlich, sagte sich John immer. Die Erfolge, die er erzielt hatte, drangen meistens nicht an die Öffentlichkeit. Viele Akten waren in den Panzerschränken des Yard verschwunden. Es hatte natürlich ein paar spektakuläre Fälle gegeben, die Schlagzeilen gemacht hatten, aber Johns Name war nie in diesem Zusammenhang aufgetaucht. Er arbeitete im geheimen, sozusagen im Untergrund, hatte aber dabei sämtliche Vollmachten.

Sein vom Innenminister ausgestellter Sonderausweis verschaffte ihm überall Zutritt. Vor allen Dingen bei Behörden und staatlichen Stellen, die oft sehr langsam reagierten.

Die Tote war schon hinausgetragen worden. Snider sammelte seine Leute und verließ ebenfalls das Haus. Er verabschiedete sich von John Sinclair mit einem knappen Kopfnicken. Bill beachtete er überhaupt nicht.

»Manche Polizisten dürfen sich nicht wundern, wenn sie von der Bevölkerung nicht gerade geliebt werden.«

»Snider hat auch viel am Hals«, verteidigte John seinen Kollegen. »Mehr als du.«

»Ich beklage mich auch nicht.«

»Na also.«

Der Oberinspektor wandte sich dem Hausherrn zu, der auf der Couch

saß und sich den Schädel hielt. Doktor Kenwood hatte ihm einen Verband um den Kopf gebunden, so daß Torkano aussah wie ein indischer Maharadscha.

»Eigentlich wollte ich meine Ruhe haben«, sagte der Mann, als John und Bill ihm gegenüber in zwei weichen, körpergerechten Sesseln Platz nahmen.

John lächelte freundlich. »Das kann ich Ihnen nachfühlen, aber Sie müssen auch verstehen, daß wir einige Fragen haben.«

»Sie sind selbst von der Polizei?« wunderte sich Torkano. »Sie müssen entschuldigen, aber ich habe vorhin nicht alles mitbekommen.«

»Ja, ich bin Oberinspektor Sinclair. Ihren Nachbarn, Mister Conolly, kennen sie ja. Er ist übrigens ein sehr guter Freund von mir, und es ist ein Zufall, daß ich heute abend überhaupt anwesend bin.«

Torkano hob die Schultern. »Wenn Sie schon da sind, fragen Sie.« Der Mann holte mit zitternden Fingern eine Zigarette aus einem geschnitzten Holzkästchen. Der Glimmstengel hatte ein Goldmundstück. Tief sog Torkano den Rauch ein.

»Es stimmt, daß die Ermordete nicht Ihre Frau ist«, begann John das Gespräch.

»Ja.«

»Und wo hält sich Ihre Frau momentan auf?«

»Irgendwo in Deutschland. Diana ist Hobbyarchäologin und gräbt sich praktisch durch die Lande. Na ja, sie hat Spaß daran, und ich bin ziemlich großzügig.«

»Was Sie Ihrerseits auch von Ihrer Frau verlangen?«

»Natürlich.«

»Ihre Ehe steht nicht gerade zum besten?«

Torkano beugte sich vor und drückte seine Zigarette aus. »Nein«, erwiderte er offen. »Wir sind – wie man immer so schön sagt – ein modernes Ehepaar und lassen uns sämtliche Freiheiten, die ich natürlich ausnutze.«

»Mit Einverständnis ihrer Frau?«

»Wie ich schon sagte, wir lassen uns sämtliche Freiheiten. Diana weiß, daß ich die Abwechslung brauche. Ich habe daraus nie ein Hehl gemacht. Wir verstehen uns sogar ganz gut. Sie akzeptiert meine kleinen Fehler, und ich lasse sie in Ruhe.«

»Was machen Sie denn beruflich?« wollte John wissen.

Rick Torkano begann zu lachen. »Hat man Ihnen das noch nicht gesagt, Herr Oberinspektor?«

»Nein.«

»Ich lebe praktisch vom Geld meiner Frau. Sie hat das Vermögen mit in die Ehe gebracht. Besser gesagt, ihr Vater. Sie kennen doch die P- und T-Lebensmittelläden. P und T steht für Preston und Torkano. Diana ist eine geborene Preston.«

John wußte Bescheid. Die P- und T-Läden waren ganz Großbritannien verstreut. Es gab mindestens hundert Geschäfte. Demnach zählte Torkano nicht gerade zu den Armen des Landes.

»Aber bevor Sie mich für einen Playboy und Weichling halten, Oberinspektor, muß ich Ihnen sagen, daß ich mich wohl um die Geschäfte kümmere. Ich habe mal Betriebswirtschaft studiert und leite den Einkauf.«

»Okay, Mister Torkano, lassen wir das. Kannten Sie Fay Ranson schon länger?«

»Nein. Ich habe sie vor einigen Stunden in einer Bar am Piccadilly aufgegabelt. Sie wissen ja, wie das ist. Man kommt ins Gespräch, findet sich sympathisch, trinkt etwas zusammen und fährt dann zu einem der Partner nach Hause. Mein Gott, ich bin kein Moralist, aber wir leben in einer unkomplizierten Zeit.«

»Das stimmt«, gab John Sinclair zu. »Nur wird dadurch ein Mord nicht weniger kompliziert.«

»Was wollen Sie denn damit sagen?«

»Ich versuche ein Motiv zu finden.«

»Da kann ich Ihnen nicht helfen, Sir. Wie gesagt, ich kannte die Kleine erst seit einigen Stunden, und als plötzlich die Puppe durch die Scheibe kam…«

Torkano sprach nicht weiter. John sah, wie sich seine Hände zu Fäusten ballten.

Er ließ dem Mann etwas Zeit, sich zu erholen. Dann fragte er: »Hatten Sie das Gefühl, daß die Puppe nur etwas von Fay Ranson wollte?«

»Das muß wohl so sein, sonst hätte sie mich ja auch umgebracht.«

»Demnach kann man also folgern, daß die Puppe mit einem bestimmten Auftrag in ihr Haus eingedrungen ist.«

Rick Torkanos Augen wurden groß. »Darüber habe ich noch gar nicht nachgedacht. Aber wenn ich mir das recht überlege, Sie haben recht, Herr Oberinspektor.«

»Haben sie Feinde?« hakte John nach.

»Hat die nicht jeder?«

»Das stimmt. Ich meine aber Feinde, die Ihnen nach dem Leben trachten?«

»Vielleicht.« Torkano hob beide Hände. »Mein Gott, ich bin Geschäftsmann, und da tritt man schon mal jemand auf die Zehen. Die Konkurrenz schläft auch nicht, und das Geschäft ist verflucht hart, kann ich Ihnen sagen. Aber einen Mord traue ich eigentlich niemand zu, von meinen Konkurrenten, meine ich.«

»Aber es muß ein Motiv geben.« John Sinclair ließ nicht locker. »Es widerspricht aller Logik, daß ein Mörder auftaucht, einen Menschen umbringt und einfach wieder verschwindet. Es kommt höchstens bei

Geistesgestörten vor, und den Fall kann man hier ausschließen.«

»Vielleicht hatte es etwas mit Fay Ranson zu tun«, vermutete Torkano mit leiser Stimme. »Kann ja sein, daß bei ihr etwas nicht stimmte.«

»Das werde ich auf jeden Fall feststellen«, erwiderte John. »Allerdings erscheint mir diese Möglichkeit unwahrscheinlich.«

»Ja, daß ich dieses Mädchen kennengelernt habe, war ein reiner Zufall.«

John wechselte das Thema. »Wie lange sind Sie eigentlich schon verheiratet?«

»Seit fünf Jahren. Ich habe meine Frau auf einer Schiffsreise kennengelernt. Es war eine Mittelmeerfahrt, eine kombinierte Reise. Wir haben auch Landausflüge gemacht. Unter anderem nach Ägypten und haben dort die Pyramiden im Tal der Könige besichtigt.«

»Was für Ihre Frau sicherlich eine Fundgrube war«, meinte John.

»Und ob. Diana war damals rein weg verrückt. Sie hat allen möglichen Kram mitgebracht. Sie hat regelrecht die Andenkenläden gestürmt. Da erst ist ihre Begeisterung für die Archäologie richtig entflammt.«

»Hat sie sich weiterhin mit den alten Ägyptern beschäftigt?«

»Und wie. Sie hat sich Bücher gekauft und tagelang nur gelesen. Dann ist sie noch einmal nach Ägypten gereist. Drei Wochen war sie weg, und als sie wiederkam, hatte sie sich einen Talisman mitgebracht.« John und Bill tauschten einen raschen Blick.

»Einen Talisman?« wiederholte John. »Wie sieht er denn aus?«

»Noch nicht einmal so groß wie eine Hand. Er stellt eine Schlange dar, die sich selbst in den Schwanz beißt.«

»Einen Abraxas, also.«

»Wie das Ding heißt, weiß ich nicht. Auf jeden Fall läßt Diana es nicht aus den Fingern. Ich habe auch mit ihr gar nicht weiter darüber gesprochen. Ich habe für diesen Kram kein Interesse. Mich wundert es sowieso, daß ein erwachsener Mensch an so etwas glauben kann.« John enthielt sich einer Antwort. Er hatte schon mehr als einmal erlebt, daß Talismane gewaltige magische Kräfte besaßen. Oft in beide Richtungen, sowohl zum Guten, als auch zum Bösen.

»Ich hätte den Abraxas gern einmal gesehen«, meinte der Oberinspektor.

»Das geht leider nicht. Diana hat ihn ja immer mit. Wieso interessiert sie das Ding eigentlich? Meinen Sie, es hätte etwas mit dem Mord zu tun?«

»Man muß jeder Möglichkeit nachgehen«, erwiderte John Sinclair unbestimmt.

Rick Torkano schaute auf seine Uhr. »Es tut mir leid, Gentlemen«, sagte er, »aber ich möchte versuchen, noch ein wenig zu schlafen.«

»Wollen Sie hierbleiben?«
»Ja. Ich werde noch meinen Gärtner anrufen, damit er kommt und auf das Haus achtet. Noch einmal möchte ich diese höllische Überraschung nicht erleben.«
»Gut, wir haben auch heute keine Fragen mehr«, sagte John. Er wollte gerade aufstehen, als er draußen das Brummen eines Automotors wahrnahm.
»Sie bekommen Besuch, Mister Torkano.«
»Wüßte nicht, wer jetzt noch zu mir wollte.«
Zwei Lichtspeere huschten für wenige Sekunden durch das große Zimmer.
Rick Torkano stand auf. Mit unsicheren Schritten ging er auf das zerbrochene Fenster zu.
»Der fährt direkt zur Garage«, sagte er und stieß dann einen überraschten Ruf aus.
John war ebenfalls aufgesprungen. »Was ist denn?«
Torkano drehte sich wieder um. Jetzt war er noch blasser im Gesicht als vorher.
»Wissen sie, wer da gekommen ist?« fragte er mit leiser Stimme. John und Bill schüttelten die Köpfe.
»Meine Frau!«

***

Mit einem dumpfen Geräusch fiel die Tür hinter der Puppe ins Schloß. Absolute Dunkelheit umgab das künstliche Monster. Die Puppe blieb einen Moment auf dem Fleck stehen und setzte sich dann in Bewegung.
Es schien, als habe sie Radaraugen. Sie stieß nirgendwo an, ging den direkten Weg zu ihrem Ziel.
Ihre Schritte dröhnten wie Hammerschläge auf dem Betonboden. Dann hatte sie eine kleine Eisentreppe erreicht und stieg die fünf Stufen hoch.
Sie gelangte auf einen Holzboden, und ihre ausgestreckten Arme ertasteten einen Vorhang.
Der Stoff geriet in wallende Bewegungen. Dann hatte die Puppe den Spalt gefunden, durch den sie hinter den Vorhang schlüpfen konnte. Rötliches Licht umspielte nun ihre Gestalt und ließ sie aussehen wie in Blut getaucht.
Noch neun weitere Puppen standen auf der kleinen Bühne. Sie bildeten eine Reihe, sahen alle gleich aus mit ihren kalten wimpernlosen Augen und dem starren Blick.
Links außen war noch ein Platz frei. Ihn nahm die Mörderpuppe ein. Steif blieb sie stehen. Die blutigen Tränen hatten rote Spuren auf ihrem Gesicht hinterlassen, die sich bis zum Hals hinzogen. Aber das

war es nicht, was einen Betrachter so erschreckt hätte. Es war vielmehr das gesamte Gesicht, das sich so verändert hatte. Es war lebendig geworden, hatte menschliche Züge angenommen. Eine dämonische Kraft hatte es umgeformt, modelliert.

Die Puppe trug das Gesicht einer Frau.

Das Gesicht von Fay Ranson…

***

»Das wird wohl die letzte Fuhre für diese Nacht sein«, meinte der Fahrer des Leichenwagens und unterdrückte nur mit Mühe ein Gähnen.

Sein Kollege hob die Schultern. Er hatte sich ziemlich in die Ecke des Beifahrersitzes geklemmt und brummte etwas in sein wild wucherndes Bartgestrüpp!

Der Leichenwagen fuhr ziemlich schnell. Die Mordkommission aus Brixton, einem der südlichen Londoner Vororte, hatte ihren Sitz in einem alten Gebäude an der Emmet Lane. Das Schauhaus lag direkt daneben, war aber nur durch den Hof zu erreichen. Rumpelnd fuhr der Wagen mit seiner makabren Fracht durch die Einfahrt.

Vor einer zweiflügeligen Holztür blieb er stehen. Hinter den beiden Fenstern brannte Licht, das übermüdete Gesicht des alten Leichenwärters schaute durch die Scheibe.

Die beiden Männer verließen den Wagen, öffneten die hintere Tür und holten die Zinkwanne hervor. Der Leichenwärter hielt die Tür auf. Er war schon sechzig Jahre alt und kaute auf seinem zernagten Pfeifenstiel. Der Tabak brannte längst nicht mehr, aber man hatte den alten Paddy eigentlich noch nie ohne seine Pfeife gesehen.

»Wen bringt ihr denn da noch?« fragt er.

»Ein Girl?« erwiderte der Fahrer.

»Hübsch gewesen?«

»Kann sein, aber davon war nicht mehr viel zu sehen. Der Killer muß gewütet haben wie eine Bestie.«

»Ja, es gibt schon Schweine«, sagte Paddy.

Ihn konnte so leicht nichts mehr erschüttern. Die langen Jahre als Leichenwärter hatten ihn abgestumpft. Unzählige Male schon war ihm der Tod begegnet. Nur bei jungen Menschen, besonders bei Mädchen und Kindern, war Paddy immer wie vor den Kopf geschlagen. Er konnte nicht begreifen, daß jemand ein junges Leben so einfach auslöschte.

Paddy übernahm die Führung ging die breite Steintreppe hinunter in den Keller.

Es wurde kühl. Der Geruch von Desinfektionsmitteln schwängerte die Luft. Der Boden war gefliest, genau wie die Wände. Es ging einen breiten Gang hinunter, der vor einer Metalltür endete.

Paddy mußte einen Hebel hochlegen, um die Tür aufziehen zu können.

Dann ließ er die beiden Männer mit der Zinkwanne vorbei. Sie stellten den Sarg ab, während Paddy eine Flasche samt Gläsern hervorholte und drei Whisky einschenkte.

»Auf den Schreck«, sagte er.

Die Männer tranken. Paddy hatte immer eine Flasche parat. Es wurde zusammengeworfen, so daß die Flasche praktisch jedem zu einem Drittel gehörte.

In der Mitte des unterkühlten Raumes stand ein großer Seziertisch. Darüber, an der Decke, brannte eine kreisrunde Leuchtstoffröhre, die ihr kaltes Licht auf die Fliesen knallte. Eine Wand wurde nur von weißlackierten Schubladen eingenommen. Nicht einmal die Hälfte von ihnen war belegt.

Die Männer hatten die Zinkwanne abgesetzt. Der Beifahrer machte sich daran, den Deckel zu öffnen.

Paddy stand daneben und sah zu. In der rechten Hand hielt er noch immer die Flasche.

Der Beifahrer hob den Deckel ab. Er warf keinen Blick in die Zinkwanne, sondern wandte sich an Paddy und sagte: »Da, du wolltest sie dir ja mal ansehen.«

Paddy schaute hin.

In der gleichen Sekunde wurden seine Augen groß. Sein Gesicht nahm eine kalkige Farbe an, und ein Zittern durchlief seinen mageren Körper. Die Whiskyflasche rutschte ihm aus der Hand und zersplitterte auf dem Steinboden.

Paddy wankte.

»Was ist?« Die beiden Leichenwagenfahrer waren zusammengezuckt.

»Die – die Tote«, ächzte Paddy.

Und jetzt sahen es die Männer auch.

Die Leiche hatte kein Gesicht mehr!

***

John Sinclair sah die Frau in der Dunkelheit nur schemenhaft. Sie blieb einen Moment vor der zerbrochenen Scheibe stehen und stieg dann kurzerhand in das Zimmer.

»Was ist denn hier los?« fragte sie überrascht, blickte die Männer der Reihe nach an, zog die Augenbrauen zusammen, als sie Bill Conolly erkannte, und schließlich blieb ihr Blick auf Rick Torkano haften. »Könntest du mir erklären, was das zu bedeuten hat, Rick?«

Torkano hob die Schultern. Es war eine hilflose Geste. »Ich – ich habe noch nicht mit dir gerechnet, Diana.«

»Jetzt bin ich aber da und habe ein Recht darauf zu wissen, was geschehen ist, und was die beiden Gentlemen hier verloren haben.«

»Ich glaube, ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig«, sagte John Sinclair, doch Diana Torkano winkte ab.

»Nein, ich möchte es gern von meinem Mann hören.«

»Wir sind überfallen worden«, sagte Rick Torkano.

»Ach.« Diana Torkano ging zu einem Sessel, setzte sich, holte aus ihrer Handtasche ein Zigarettenetui hervor, und ehe einer der Männer ihr Feuer geben konnte, hatte sie sich das Stäbchen schon angezündet. John beobachtete die Frau von der Seite. Sie war eine unterkühlte Schönheit. Ihre Nase war ein wenig gebogen, dafür war das Kinn weich und die Lippen voll und dunkelrot. Das beigefarbene Sommerkostüm kontrastierte phantastisch zu dem lackschwarzen Haar, das in einem Pagenschnitt den Kopf umrahmte. Die Augenbrauen waren wohl rasiert und mit sanften Schwung der Stirn entgegengezogen. Eine braune Bluse, dazu die passenden Schuhe sowie Handtasche vervollständigten den eleganten Gesamteindruck. Diana Torkano war eine selbstbewußte Frau, die sicher mit den Schwierigkeiten des Lebens fertig werden konnte.

John wunderte sich nur, daß sie einen Mann wie Rick Torkano geheiratet hatte.

War es Absicht gewesen, steckte dahinter vielleicht ein bestimmtes System, oder hatte Torkano die Ehe nur einer Jugendtorheit seiner jetzigen Gattin zu verdanken?

»Weiter!« forderte Diana Torkano ihren Mann auf. »Dir scheint ja trotz deiner Kopfverletzung nicht viel passiert zu sein.«

»Nein, zum Teufel, ist mir auch nicht. Aber…« Torkana schluckte den nächsten Satz hinunter. »Erzählen Sie es ihr, Oberinspektor.«

»Oberinspektor?« Diana Torkano drehte sich und wandte John ihr Gesicht zu. Der Geisterjäger vermeinte, ein spöttisches Lächeln um ihre Lippen zucken zu sehen, er konnte sich aber auch getäuscht haben.

»Ja, Madam, ich bin von der Polizei, und in diesem Haus ist ein Mord geschehen.«

»Das wird ja immer schöner«, erwiderte die Frau. Sie zeigte nicht einen Funken von Erschrecken oder gar Panik, nein, sie blieb eiskalt und gelassen.

»Ein junges Mädchen namens Fay Ranson ist umgebracht worden«, erklärte John. »Der Mörder hat das Fenster eingeschlagen und Miß Ranson auf bestialische Weise getötet.«

»Wie kam sie denn hier ins Haus?« wollte Diana Torkano wissen.

»Ich glaube, das kann Ihnen Ihr Mann besser erklären.«

Die Frau lachte hart. »Ich weiß schon, Rick hat wieder eines von den jungen Dingern mitgebracht. Tja, mein Lieber, einmal mußte es ja so enden.«

»Wie kannst du nur so reden!« schrie Rick Torkano.

»Soll ich weinen? Um eine fremde Person? Rick, tu mir das doch nicht an. Du kennst mich.«

»Ja, verdammt, ich kenne dich.«

»Entschuldigen Sie, wenn ich mich einmische«, sagte John, »aber etwas seltsam finde ich Ihr Benehmen doch.«

»Was wissen Sie denn, Polizist. Sicherlich hat der schöne Rick auch Ihnen Sand in die Augen gestreut. Schauen Sie mal hinter seine Fassade, dann werden Sie genug Schmutz finden, Würde mich nicht wundern, wenn er selbst die Kleine umgebracht hat.«

»Diana!« Rick Torkano bekam nur dieses eine Wort heraus. Die Abgebrühtheit seiner eigenen Frau hatte ihm die Sprache verschlagen.

Ehe der Dialog zu einem Ehestreit ausarten konnte, sagte John: »Ich möchte Sie doch beide bitten, sachlich zu bleiben. Mit Emotionen ist uns nicht viel geholfen.«

»An mir soll es nicht liegen«, entgegnete Diana Torkano.

»Sie waren in Europa?« fragte John.

»Ja.«

»Weshalb sind Sie früher zurückgekommen?«

»Soll das ein Verhör sein? Verdächtigen Sie mich etwa, Mister…«

»Sinclair, Oberinspektor Sinclair«, sagte John. »Jeder ist verdächtig. Ihr Mann wäre es auch gewesen, wenn ich nicht zufällig den Mörder gesehen hätte.«

»Das wird ja immer besser. Und weshalb haben Sie ihn nicht festgehalten?«

»Ich bin kein Supermann, Mrs. Torkano. Außerdem war es kein Mensch.«

»Was denn? Ein Geist?« Die Frage klang spöttisch.

»Eine mordende Puppe, Madam, wenn Sie es genau wissen wollen.«

Diana Torkano sah John an wie einen Geisteskranken. »Glauben Sie an das, was Sie da sagen?«

»Ja. Und nun möchte ich Sie bitten, mir meine Fragen exakt zu beantworten. Ich kann Sie auch zu einem Verhör ins Yard-Building bestellen, wenn Ihnen das lieber ist.«

»Okay, Herr Oberinspektor, ich höre.«

»Wann sind Sie in London eingetroffen?«

»Vor ungefähr zwei Stunden!«

»Mit welcher Maschine?«

»Tut mir leid, Herr Oberinspektor, aber ich bin mit dem Zug gekommen. Mit der Fähre haben wir über den Kanal gesetzt, und dann bin ich bis zur Victoria-Station gefahren und habe dort meinen Wagen abgeholt, den ich vor Beginn der Reise da abgestellt hatte.«

»Gut.« John nickte. »Wo haben Sie sich auf dem Festland überall aufgehalten?«

»Ich war in Deutschland. Im Rheinland genauer. In dem Dreieck

zwischen Köln, Bonn und Aachen. Wir sind als Gäste eingeladen worden um an Ausgrabungen teilzunehmen.«

»Dann interessiert Sie auch die römische Geschichte?«

»Selbstverständlich.«

»Ich dachte, Sie hätten ein Faible für Ägypten.«

»Hat Ihnen das mein Mann gesagt?«

»Ja.«

»Da gebe ich ihm sogar zu einem gewissen Teil recht. Ich habe mich mal sehr für die ägyptische Geschichte interessiert, aber ich kann das Klima in dem Land nicht vertragen und habe es vorgezogen, meine Forschungen in Europa zu betreiben.«

»Sie haben einen Abraxas?«

»Ja.« Diana Torkano zog das Wort ein wenig in die Länge. Ihre Augen hatten sich verengt. In ihrem Zustand erinnerte sie John an eine sprungbereite Katze.

»Darf ich ihn mal sehen?« fragte der Geisterjäger höflich.

»Ich gebe ihn nicht gern aus der Hand.«

»Sie glauben demnach an die magische Wirkung dieses Talismans?«

»Ja und nein. Als ich ihn sah, gefiel er mir eben.«

»Bitte, zeigen Sie ihn mir.«

Diana Torkano hob die Schultern und nestelte an den beiden oberen Knöpfen ihrer Bluse. John sah eine goldene Kette schimmern. Diana löste sie von ihrem Hals und zog den Abraxas aus dem Ausschnitt hervor.

»Bitte sehr, Herr Oberinspektor.« Sie legte John den Talisman in die geöffnete Hand.

Der Abraxas war aus einem seltsamen Material. Es sah aus wie Stein, leuchtete aber, wenn das Licht darauffiel, wie Metall. Er war von einer grünbraunen Farbe und fühlte sich warm an. Die geringelte Schlange, die sich selbst in den Schwanz biß, war in den Stein gemeißelt worden, und was John sofort auffiel, waren die beiden winzigen Augen der Schlange. In den Öffnungen steckten kleine Diamantsplitter, die das Licht brachen und dadurch funkelten. John wog den Abraxas in der Hand. Er war sich nicht ganz sicher, ob dieser Stein nun magische Fähigkeiten barg, doch es war zumindest eine phantastische handwerkliche Arbeit, und Diana Torkano mußte für ihn ein kleines Vermögen bezahlt haben.

»Zufrieden?« fragte die Frau.

»Ja.« John gab ihr den Abraxas zurück, und die Torkano hängte ihn sich wieder um den Hals.

Sie lächelte John bei dieser Bewegung an und meinte: »Sie halten nicht viel von mir, Herr Oberinspektor?«

John lächelte zurück. »Darauf brauche ich Ihnen keine Antwort zu geben.«

»Das ist nicht sehr galant von Ihnen. Schließlich will ich nicht als eine Mörderin dastehen.«

»Hatten Sie denn ein Motiv?«

»Ja. Zum Beispiel Eifersucht. Sie kennen ja die Eskapaden meines Mannes.«

»Das war abgesprochen, Diana«, rief Rick Torkano. »Jeder konnte in unserer Ehe seine eigenen Wege gehen.«

»Das ist richtig – nur hast du deine amourösen Abenteuer mit meinem Geld bezahlt.«

»Ich pfeife auf dein Geld!« schrie Rick Torkano. »Und damit du es weißt, ich ziehe aus, heute noch.« Er sprang aus seinem Sessel, verzog das Gesicht, weil ihm diese Bewegung heftige Kopfschmerzen bereitete, und ging aus dem Zimmer.

»Er wird wiederkommen«, sagte die Torkano zu John Sinclair.

»Das glaube ich kaum.«

»Sie würden nicht so handeln, ich weiß«, sagte Diana Torkano. Dann wechselte sie das Thema. »Haben Sie die Ermordete gesehen, Herr Oberinspektor?«

»Ja, Madam, und sie sah schrecklich aus. Hier hat wirklich eine Bestie gewütet. Und eins sage ich Ihnen, ich werde den Täter stellen. Oder vielmehr, denjenigen, der dahintersteckt.«

»Ich wünsche Ihnen auf jeden Fall viel Erfolg«, sagte Diana Torkano. Dann wandte sie den Kopf, weil ihr Ehemann wieder den Raum betrat. Er hielt in der rechten Hand einen Koffer aus Schweinsleder.

»Ich werde die nächsten Tage in einem Hotel wohnen«, erklärte er.

»Ich kann dich nicht daran hindern, Rick«, meinte seine Gattin achselzuckend.

»Geben sie mir die Adresse des Hotels, Mister Torkano«, sagte John. »Wir werden sicherlich noch einige Fragen haben.«

»Piccadilly-Hotel, ich habe dort bereits telefonisch ein Zimmer bestellt.«

»Gut, Mister Torkano.«

Rick Torkano nickte John und Bill noch einmal zu. Seine Frau bedachte er mit keinem Blick. Er stieg ebenfalls kurzerhand durch das zerbrochene Fenster. Wenig später brummte der Motor eines Autos auf.

John und Bill hatten sich erhoben. »Ich darf Sie bitten, Mrs. Torkano, sich ebenfalls zur Verfügung zu halten. Wir werden uns sicherlich noch wiedersehen«, erklärte der Geisterjäger.

»Darf ich die Stadt verlassen?«

»Ja, aber informieren Sie uns vorher.«

Das Schrillen des Telefons hatte Johns letzte Worte unterbrochen. Diana Torkano ging an den Apparat und hob ab.

»Ja«, sagte sie, lauschte einen Augenblick, winkte John zu und

reichte ihm den Hörer. »Für Sie, Herr Oberinspektor.«

Inspektor Snider war am Apparat.

Seine Stimme klang aufgeregt, hektisch.

»Gut, daß ich Sie erreiche, Kollege«, sagte er. »Kommen Sie bitte so schnell wie möglich zu mir. Es ist etwas Ungewöhnliches passiert.«

»Erzählen Sie.«

»Die Ermordete – sie hat plötzlich kein Gesicht mehr. Es ist unfaßbar, aber ich habe mich selbst überzeugen können.«

Johns Entschluß stand fest. »Okay, ich werde mich beeilen.«

Der Geisterjäger legte auf. Zusammen mit Bill Conolly verließ er wenig später das Haus.

Sie liefen quer über das Grundstück und sahen nicht die höhnischen Blicke, die ihnen Diana Torkano nachwarf.

»Du warst so schweigsam«, sagte John zu seinem Freund.

»Ich weiß nicht, John, aber die Frau gefällt mir nicht. Die ist aalglatt, ein richtiges Biest. Ich habe das Gefühl, daß wir mit ihr noch einigen Ärger bekommen werden.«

»Meinst du, daß sie hinter dem Mord steckt?«

»Kaum möglich. Sie hat ja ein blendendes Alibi. Sie war schließlich in Deutschland.«

»Das Alibi werde ich nachprüfen lassen«, sagte John, »darauf kannst du dich verlassen.«

Sie hatten inzwischen Bills Bungalow erreicht. Die Nacht war kühler geworden. Die beiden Frauen saßen auf der Terrasse. Infrarotstrahler spendeten wohlige Wärme.

»Daß ihr auch noch mal wiederkommt«, sagte Sheila zur Begrüßung.

»Und ich fahre auch gleich wieder«, meinte John.

»Wieso?« Jane Collins erhob sich von ihrem Stuhl. Sie hatte sich eine Stola um die Schultern gelegt.

»Ich habe noch einen Besuch im Leichenschauhaus vor.«

»Dann nimm mich mit.«

»Nein.«

»Du kannst ja auf dem Rückweg an meiner Wohnung vorbeifahren und mich dort absetzen.«

John überlegte einen Augenblick und stimmte dann zu. Die beiden Gäste verabschiedeten sich von Sheila und Bill.

»Aber ruf mich morgen an«, rief der Reporter dem Geisterjäger noch nach.

»Natürlich.«

Sheila stieß ihren Mann in die Seite.

»Du mischt dich bitte nicht ein, mein Lieber.«

Bill Conolly enthielt sich einer Antwort. Er hatte ganz andere Pläne…

***

Jane Collins war im Wagen geblieben, und Inspektor Snider hatte John vor der Tür zum Leichenschauhaus empfangen. »Ich verstehe das alles nicht«, sagte Sinclairs Kollege. »Aber was soll ich groß sagen, Sie werden das ja gleich selbst sehen.«

Die beiden Männer gingen die breite Treppe hinunter zur Leichenhalle. Vor der Tür stand Paddy mit käsigem Gesicht. »Mich kriegt da keiner mehr rein«, sagte er.

Snider schloß die Tür auf.

Augenblicklich strömte ihnen die Kälte entgegen. Die Tote war auf den Tisch gelegt worden, und obwohl John auf den Anblick vorbereitet gewesen war, zuckte er doch zusammen.

Man hatte ein Tuch über den Leichnam gebettet, das allerdings nur bis zum Kinn reichte und den Kopf freiließ.

John Sinclair sah in das Gesicht, oder in das, was davon übriggeblieben war.

Die Tote hatte keine Augen, keine Nase und keinen Mund mehr. An Stelle eines Gesichts befand sich ein weißblau schimmerndes Oval. Leblos, kalt, tot.

Etwa fünfzehn Sekunden nahm John Sinclair den Anblick in sich auf. Seine Gedanken überschlugen sich. Hier mußte eine ungeheure Macht mit im Spiel sein. Eine Schwarze Magie, deren Auswirkungen noch gar nicht zu erfassen waren. Fast körperlich spürte John Sinclair das Gefühl der Bedrohung und für ihn stellte sich die Frage, ob er den unheimlichen Gegner, der im Dunkeln lauerte, auch stoppen konnte. »Ein Fall für den Geisterjäger, nicht wahr«, sagte Inspektor Snider neben ihm leise.

John nickte.

»Jetzt nehme ich Ihnen auch die mordende Puppe ab«, sagte Snider. »Entschuldigen Sie meine Kritik vorhin – aber…«

»Schon gut«, sagte John, »ich kann Sie…«

Er sprach nicht mehr weiter, denn plötzlich trat ein Ereignis ein, das ihm die Haare zu Berge stehen ließ.

Eine Stimme klang auf.

Eine Frauenstimme.

Drohend und gefährlich waren ihre Worte, als sie sagte: »Niemand hintergeht mich ungestraft. Mit Fay Ranson habe ich den Anfang gemacht. Andere werden folgen…«

Es waren nicht die Worte, die John Sinclair solch einen Schock versetzt hatten, sondern die Stimme.

Er kannte sie, gut sogar.

Sie gehörte – Diana Torkano…

***

Bill Conolly stand am Fenster und drehte ein Glas zwischen den

Fingern. Goldgelb schimmerte der Whisky, es war ein guter Tropfen, zwölf Jahre gelagert.

Bill trank ihn, ohne das Aroma zu würdigen. Seine Gedanken waren woanders, beschäftigten sich mit Diana Torkano. Was hatte diese Frau zu verbergen? Immer wieder stellte sich Bill Conolly diese Frage, und er wollte auch eine Lösung darauf finden.

Eine schmale Frauenhand legte sich auf seine rechte Schulter. Bill drehte den Kopf.

Sheila stand hinter ihm. In ihrem Blick lag ein besorgter Ausdruck. Das Licht einer Wandlampe warf einen langen Schatten quer über ihr Gesicht.

»Laß es gut sein, Bill«, sagte Sheila leise. »Komm, wir gehen zu Bett.«

Der Reporter trank das Glas leer. »Wenn du die Tote gesehen hättest, Sheila. Ich…«

»Denk bitte nicht mehr daran. Es ist nicht deine Sache.« Mit sanfter Gewalt zog Sheila Conolly ihren Mann vom Fenster weg.

»Okay!« Bill lächelte, hauchte seiner Frau einen Kuß auf die Stirn und legte seinen Arm um ihre Schultern.

Zusammen betraten sie das gemeinsame Schlafzimmer. Es war eine Art Schlaf-Wohnraum mit großem französischem Bett und einem Baldachin darüber. Die Wandlampen an beiden Seiten des Bettes verbreiteten warmes Licht.

Vom Schlafzimmer aus führten Türen in die beiden Bäder. Immer noch weilten Bills Gedanken bei Diana Torkano, und als er unter der Dusche stand, hatte sich sein Entschluß gefestigt.

Er würde der Frau noch einen Besuch abstatten.

Und das in dieser Nacht!

Bill frottierte sich ab und schlüpfte in seinen Pyjama. Sheila kam fast zur gleichen Zeit. Sie hatte ihr blondes Haar gelöst. Es fiel in weichen Wellen bis auf die Schultern. Sheila trug ein halbdurchsichtiges Etwas aus Tüll und weißer Spitze. Sie sah verführerisch aus, aber Bill war an diesem Abend nicht in Stimmung.

Er lächelte seiner Frau zu und legte sich ins Bett. Sheila löschte das Licht. Sie rollte sich in die Decke und legte ihre Hand auf Bills Brust. Ihre Lippen waren dicht an seinem Ohr. »Versprich mir, daß du heute nacht nicht mehr daran denkst. Morgen sieht alles ganz anders aus. John wird den Fall schon schaukeln.«

»Ist gut«, erwiderte Bill. Seine Finger fuhren durch Sheila lockiges Haar.

Wenige Minuten später verrieten tiefe Atemzüge, daß Sheila eingeschlafen war.

Bill wartete noch etwas ab und schwang dann so leise wie möglich seine Beine aus dem Bett. Auf Zehenspitzen verließ er das Zimmer, durchquerte das Bad und gelangte in den Ankleideraum, wo seine

Sachen hingen. Bill schlüpfte in eine dunkle Hose und in einen schwarzen Rollkragenpullover. Er zog noch ein leichtes Jackett über, nahm seinen Schlüssel an sich und verließ auf leisen Sohlen das Haus. Es hatte sich noch mehr abgekühlt. Der Nachtwind streichelte Bills Gesicht und sang in den Bäumen und Sträuchern.

Bill Conolly nahm wieder den Weg quer über das Grundstück und wurde eins mit der Dunkelheit. Bald hatte er die trennende Mauer übersprungen und lief, jede Deckung geschickt ausnutzend, auf das Haus der Torkanos zu. Diana Torkano hatte das Licht gelöscht. Dunkel lag der Bungalow auf dem kleinen, künstlich angeschütteten Hügel. Einladend präsentierte sich das zerstörte Fenster. Vor der Garage stand ein weißer Mercedes. Es war der Zweisitzer, und er gehörte Diana Torkano.

Bill stieg in den Living-room. Hinter einem Schrank blieb er erst einmal stehen und lauschte.

Im Haus herrschte eine Stille wie auf einem Friedhof. Der Bungalow war zweigeschossig gebaut. Eine freischwebende Holztreppe führte in die obere Etage.

Bill Conolly war sich darüber klar, daß er sich wie ein Einbrecher benahm und bei einer Entdeckung auch so behandelt werden konnte. Nur suchte er kein Bargeld, sondern Beweise dafür, daß Diana Torkano hinter dem Verbrechen steckte.

Bill hatte noch eine kleine Kugelschreiberlampe mitgenommen, die er hin und wieder aufleuchten ließ. Ohne ein Geräusch zu verursachen, durchsuchte der Reporter die unteren Räume.

Er fand nichts, was auf irgendwelche Beweise hingedeutet hätte. Dann ging er nach oben. Nun mußte er noch vorsichtiger sein, denn hier lagen die Schlafräume des Ehepaares. Bill wußte davon, Diana Torkano hatte es in einem Gespräch mal erwähnt.

Die Teppiche dämpften Bills Schritte zur völligen Geräuschlosigkeit. Seine Augen hatten sich mittlerweile auch so an die Dunkelheit gewöhnt, daß er ohne Lampe auskommen konnte. Er lauschte an mehreren Türen, um herauszufinden, in welchem Zimmer Diana Torkano schlief.

Nicht das leiseste Geräusch drang an Bill Conollys Ohren. Der Reporter wurde frecher. Lautlos betrat er das erste Zimmer. Er knipste seine Lampe an und stellte fest, daß er sich in Rick Torkanos Arbeitszimmer befand. Ein Schreibtisch, eine kleine Sitzgruppe und an der Wand Bilder moderner Graphiker.

Bill zog sich wieder zurück. Er nahm sich jetzt die Räume der Reihe nach vor und hatte beim vierten Zimmer Glück.

Es war Diana Torkanos Schlafzimmer!

Das Bett war noch nicht aufgeschlagen, und auch die bis zum Boden reichenden Stores nicht vor das Fenster gezogen.

Bill blickte sich in dem prunkvoll eingerichteten Zimmer um. Er sah die kleine Schminkecke, das Regal mit den Büchern und den Biedermeierschreibtisch, der schräg vor dem Fenster stand. Bill Conolly huschte auf den Schreibtisch zu. Wieder ließ er die Lampe aufblitzen. Der Schreibtisch war peinlichst aufgeräumt worden und die Schubladen an beiden Seiten mit den kleinen Metallgriffen nicht verschlossen.

Der Reporter begann den Schreibtisch zu durchsuchen. In der ersten Schublade fand er nur Briefpapier. Uninteressant. Bill arbeitete geschickt und achtete nur auf das Wesentliche. Bei der Durchsuchung der vorletzten Schublade hatte er Glück.

Eine schmale lederne Dokumentenmappe fiel ihm in die Hände. Bill legte sie auf die Schreibtischplatte und schlug die Mappe auf. Er hatte erwartet Briefe oder geschäftliche Unterlagen zu finden, doch er wurde enttäuscht.

Allerdings auf positive Art.

Eine Liste fiel ihm in die Hand.

Eine Namensliste.

Bill merkte, wie sich sein Körper spannte. Der feine Lampenstrahl zitterte leicht, als er über die Namen glitt. Bills Lippen bewegten sich, als er die Namen zählte. Zehn waren es.

Zehn Mädchennamen.

Neun waren mit blauer Tinte geschrieben worden, einer jedoch war nachträglich hinzugefügt worden. Diesmal allerdings mit grüner Tinte. Es war der Name der ermordeten Fay Ranson. Dahinter hätte jemand ein Kreuz gemalt.

Eine Gänsehaut strich über Bill Conollys Rücken. Er hatte den Beweis gefunden, daß Diana Torkano hinter dem Mord steckte. Er brauchte nur eins und eins zusammenzuzählen, um zu wissen, daß es nicht bei dem einen Mord bleiben sollte.

Bill Conollys Herzschlag hatte sich beschleunigt. Er knipste die Lampe aus, faltete die Liste zusammen und ließ sie in der Innentasche seines Jacketts verschwinden.

Dann wandte er sich um und ging mit lautlosen Schritten auf die Tür zu.

Jetzt durfte er nicht mehr entdeckt werden, denn dann wurde es kritisch.

Die Torkano mußte sich noch irgendwo im Haus befinden. Bill nahm an, daß sie vielleicht im Keller steckte, aber dort nachzusehen, dazu fehlte ihm der Nerv.

Er schlich über den Gang und erreichte die nach unten führende Treppe. Er wartete noch ein paar Sekunden, bevor er die Stufen hinunterging.

Nicht ein Laut war in dem großen Haus zu hören.

Bill hielt sich dicht an der Wand, als er die Treppe hinunterging. Er fieberte danach, John Sinclair anzurufen und ihm diese Liste zu übergeben. Damit konnte die Torkano festgesetzt werden. Bill konnte sich auch denken, wer diese Mädchen waren. Es mußten diejenigen gewesen sein, mit denen Rick Torkano im Laufe seiner Ehe Diana betrogen hatte. Also doch das Motiv Eifersucht. Allerdings im übersteigerten Sinne. Diana Torkano mußte wahnsinnig sein, wenn sie sämtliche Frauen, die Rick Torkano besessen hatte, töten wollte. Rick hatte das untere Geschoß erreicht. Er sah sich rasch um, ehe er auf den Living-room zuging. Er wollte den gleichen Weg nehmen, den er auch gekommen war.

Der Wind hatte etwas aufgefrischt, strich durch die zerstörte Scheibe und blies die Gardine in das Zimmer hinein, so daß es aussah, als würde eine weiße Wolke auf den Betrachter zuschweben.

Bill hatte bereits drei Schritte in den Living-room getan, da vernahm er hinter sich das leise Lachen.

Blitzschnell kreiselte der Reporter herum.

»Zu spät, Mister Conolly«, hörte er Diana Torkanos Stimme. Er sah einen Schatten auf sich zugeflogen kommen, wollte noch die Hände zu einer Abwehrbewegung hochreißen, doch er schaffte es nicht mehr. Etwas ungeheuer Hartes traf seine Stirn und riß ihn in den Strudel der Bewußtlosigkeit.

***

»Idiot«, sagte Diana Torkano kalt. Sie sah auf den gekrümmt am Boden liegenden Bill Conolly nieder und dann auf die Steinfigur in ihrer rechten Hand, mit der sie zugeschlagen hatte. Ein paar Blutspritzer klebten am Sockel, als Gegenstück hatte Bill Conolly einen tiefen Riß auf der Stirn.

»Man sollte dich totschlagen, du Hund«, flüsterte die Torkano, »aber als Geisel bist du mir noch lieber.«

Sie stellte die Steinfigur wieder auf den dazugehörigen Sockel. Dann schloß sie die Haustür auf, ging noch mal zurück in den Living-room, packte Bill unter den Achseln und schleifte den schweren Körper nach draußen.

Jetzt begann der schwierigste Teil der Arbeit. Sie mußte den Bewußtlosen in den Kofferraum ihres Wagens hieven. Es gelang ihr mit einigen Mühen, und als sie damit fertig war, war sie in Schweiß gebadet.

Diana Torkano setzte sich hinter das Lenkrad und startete den Wagen.

Ohne Licht fuhr sie den Weg hinunter auf das Tor zu. Sie stieg aus, öffnete es, setzte sich wieder in den Wagen und bog in die schmale Straße ein. Sie ließ das Tor offen, da sie vorhatte, noch in der Nacht

wieder zurückzukommen.

Sie fuhr nach rechts, an dem Haus der Conollys vorbei.

Diana Torkano warf einen Blick aus dem Seitenfenster. Sie sah kein Licht durch die Büsche schimmern, alles war dunkel. Sheila Conolly schien wohl nichts von dem nächtlichen Ausflug ihres Mannes gewußt zu haben. Na, sie würde sich wundern, wenn sie morgen früh aufwachte.

Ein grausames Lächeln kerbte die Lippen der Frau, als sie daran dachte.

Sie zündete sich eine Zigarette an und schaltete das Radio ein. Flotte Tanzrhythmen drangen aus den beiden Stereolautsprechern. Diana Torkano pfiff die Melodien mit, während sie sich ihrem Ziel näherte. Es war ein kleines stillgelegtes Theater, nicht weit vom Battersea-Park. Diana Torkano hatte es vor einem Jahr gekauft und niemand außer ihr wußte davon. Das Theater war ein idealer Schlupfwinkel, um den sich niemand kümmerte.

Das Theater lag in einer schmalen Seitenstraße, eingekeilt zwischen alten hohen Häusern. Die Wohnungen darüber waren nicht belegt. Die Torkano hatte nach dem Kauf des Hauses allen Mietern gekündigt. Die kleine Bühne lag im Keller. Man konnte sie sowohl von der Straße aus, als auch durch einen Hintereingang erreichen. Kaum ein Wagen begegnete Diana Torkano auf der Fahrt. Sie nahm bewußt die Seitenstraßen um nicht in eine Polizeikontrolle zu geraten. Dann hatte sie ihr Ziel erreicht.

Diana steuerte den Mercedes auf den Hof und löschte die beiden Scheinwerfer.

Dunkel und verlassen lag das Geviert vor ihr. Die Bewohner der umliegenden Häuser schliefen, nicht ein Fenster war erleuchtet. Diana Torkano schloß die Hintertür auf und hievte den bewußtlosen Bill Conolly aus dem Kofferraum. Bills Fersen zogen Furchen in den Boden, als er über den Hof geschleift wurde.

Ein kahler Gang nahm die Torkano und Bill auf, der direkt hinter die kleine Bühne führte.

Die Frau ließ den Reporter erst einmal liegen, schloß die Hintertür und machte Licht. Eine trübe Funzel leuchtete an der Decke.

Es roch muffig nach Staub und Plüsch. Am Ende verbreiterte sich der Gang und mündete in ein halbrundes Oval, das mit alten, verstaubten Requisiten vollgestopft war.

Wacklige Stühle und Tische, ein paar Säulen, ein Fetzen bemalter Leinwand, nostalgische Reste einer längst vergangenen Spielzeit. Diana Torkano hatte für die Dinge keinen Blick. Sie steuerte eine schmale Tür an, die in der Backsteinmauer eingelassen war. Dahinter lag die Abstellkammer.

Diana Torkano schloß die Tür auf und schleifte den bewußtlosen Bill

Conolly in die Kammer. Sie war mit allerlei Gerümpel vollgestopft, bot aber noch genügend Platz, um den Körper aufnehmen zu können. Befriedigt schloß die Torkano die Tür hinter sich zu. Dieser Fall wäre erst einmal erledigt.

Aber die Sache hatte auch Zeit gekostet. Zeit, die sie brauchte, denn auf ihrer Liste stand noch das zweite Opfer, das in dieser Nacht den Tod finden sollte…

***

Sekundenlang schloß John Sinclair die Augen. Er hörte wie Inspektor Snider neben ihm aufstöhnte.

»Das ist doch nicht möglich«, ächzte er. »Das begreife ich nicht. Ich glaube, ich werde verrückt.«

John hatte sich längst wieder gefangen. In seinem Gehirn überschlugen sich die Gedanken.

Durch den Mund einer Toten hatte er einen Racheschwur vernommen. Fay Ranson war die erste, andere werden folgen.

Welche anderen?

John Sinclair überlegte fieberhaft und hatte auch die Lösung. Es konnten nur die Personen sein, mit denen Rick Torkano näheren Kontakt gehabt hatte.

Also Frauen und Mädchen.

Riesenhaft sah John das Problem auf sich zukommen. Es waren weitere Frauen in tödlicher Gefahr, und sie ahnten nicht einmal etwas davon. Jetzt konnte nur noch einer helfen.

Rick Torkano.

Er mußte sich einfach an die Namen seiner Liebhaberinnen erinnern, damit man sie warnen und unter Umständen unter Polizeischutz stellen konnte.

John Sinclair wandte sich dem Inspektor zu. »Wo kann ich hier telefonieren?«

»Oben.«

John nickte. »Kommen sie.«

Mit langen Sätzen hetzte der Geisterjäger die Treppe hoch. Snider konnte kaum Schritt halten.

John fand ein Telefonbuch und suchte die Nummer des Piccadilly-Hotels heraus.

Der Nachtportier meldete sich. John gab seinen Dienstgrad an und wünschte Mister Torkano zu sprechen.

»Tut mir leid, Sir«, hörte er die näselnde Stimme des Portiers, »Mister Torkano ist noch nicht bei uns eingetroffen.«

Der Geisterjäger unterdrückte einen Fluch.

»Sind sie ganz sicher?«

»Völlig, Sir.« Der Portier räusperte sich. »Kann ich sonst noch etwas

für Sie tun, Sir?«

»Ja. Ich komme bei Ihnen vorbei. Falls Mister Torkano noch eintrifft, halten Sie ihn unbedingt fest.«

»Sie können sich auf mich verlassen, Sir. Und bitte, seien Sie diskret. Sie wissen ja, unser Haus…«

»Das interessiert mich nicht, zum Teufel. Es geht hier um Mord.«

»Entschuldigen Sie, Sir.«

John legte auf. Inspektor Snider stand hinter ihm und wischte sich mit einem Tuch über die Stirn. Fragend sah er John Sinclair an. »Meinen Sie, Sie schaffen es?«

»Ich muß, Kollege, ich muß.« John rieb sich die Augen. Auf einmal spürte er die Müdigkeit.

»Wollen Sie nicht einen Kaffee?« fragte Snider.

»Nein. Aber vielleicht ein paar Streichhölzer, die ich mir zwischen die Augen klemmen kann.«

John war schon auf dem Weg zur Tür. »Ich rufe Sie später noch an«, sagte er zu Snider, der dem Oberinspektor nachdenklich hinterher sah.

»Geisterjäger«, murmelte Snider. »Hol's der Teufel, aber der Mann, der Sinclair diesen Namen gegeben hat, der hat sich wahrhaftig nicht getäuscht.«

***

Das Piccadilly-Hotel konnte man mit gutem Gewissen als Nobelherberge bezeichnen. Wer hier abstieg, hatte keine Geldsorgen, sondern gehörte zu den oberen Zehntausend.

Das Hotel wurde von zwei verkehrsreichen Straßen eingekeilt. Im Norden führte die Regent-Street nach Soho hinein, im Süden mündete die Piccadilly-Street nur wenige hundert Yards vom Hotel entfernt in den Piccadilly-Circus.

John ließ seinen Bentley neben dem protzigen Eingang stehen. Ein Baldachin überspannte den breiten Bürgersteig.

Der Page kam herangeflitzt wie ein Sprinter und mit trinkgeldsüchtigen Augen.

»Ihren Wagen, Sir«, sprach er John an, »wir haben eine Garage.«

»Danke, ich bin dienstlich hier.« Johns Stimme klang mürrisch. Daraufhin zog sich der graugekleidete Page mit einem beleidigten Ausdruck im Gesicht zurück.

John betrat das Hotel durch die Glasdrehtür. Das Piccadilly war zwar mit allem Komfort ausgestattet, dafür aber ziemlich alt. Eine große Empfangshalle, hohe Decken, viel Holz, Blumen und Plüsch. Um diese Stunde war es ruhig im Foyer des Hotels. Der Nachtportier stand hinter der Rezeption und sprach mit einem Pagen. Beide amüsierten sich köstlich, wahrscheinlich hatte einer einen schmutzigen Witz erzählt. Als sie John sahen, zuckten sie erschreckt auseinander. Der

Page flüchtete in Richtung Lift, und der Portier nahm so etwas wie Haltung an.

John schritt mit schnellen Schritten auf die Rezeption zu. Anscheinend war der Portier Menschenkenner, denn er fragte sofort: »Oberinspektor, Sinclair?«

»Ja.« John blieb stehen und legte beide Hände flach auf die blankpolierte Mahagoniplatte des Tresens. »Sie wissen ja dann auch, weshalb ich gekommen bin?«

»Selbstverständlich, Sir. Aber so leid es mir tut, Mister Torkano ist noch nicht eingetroffen.«

Der Geisterjäger schluckte einen Fluch hinunter.

»Wenn Sie vielleicht warten wollen«, versuchte es der Portier wieder.

»Das werde ich auch.«

»Sie können dort am Zeitungsständer Platz nehmen. Ich kann Ihnen auch etwas zu trinken…«

»Nicht mehr nötig«, sagte John, der sah, daß sich die Drehtür in Bewegung gesetzt hatte und Rick Torkano in das Foyer getaumelt kam.

Taumeln war wirklich der richtige Ausdruck. So wie Torkano aussah, war er voll wie eine Strandhaubitze. Mit glasigem Blick peilte er die beiden Männer an. Seine Schritte waren unsicher, wankend, und ein stupides Grinsen überzog sein Gesicht, als er John Sinclair erkannte. »Hallo, Oberinspektor. Woll… wollten Sie zu mir?«

John war stocksauer. »Und ob, Mister Torkano.«

»Tut mir leid, Oberinspektor. Aber ich… ich habe einen getrunken. Erst der Mord und dann meine eigene Alte, das hält ja kein Mensch aus. Und ich bin ein Mensch.« Den letzten Satz begleitete er mit einem Schlag auf den Tresen.

Der Nachtportier hatte bisher noch kein Wort gesagt, doch sein abweisender Gesichtsausdruck sprach Bände. Er stand dicht davor, Torkano wieder hinauszufeuern, aber da hatte John Sinclair noch ein Wörtchen mitzureden.

Er verlangte von dem Portier den Zimmerschlüssel.

»Sir, das kann ich nicht…«

»Sie können, Mister. Es geht hier um eine polizeiliche Angelegenheit. Für mich zählt jede Minute. Ich werde Mister Torkano schon wieder nüchtern bekommen. Und dann schicken Sie uns noch eine Kanne Mokka auf das Zimmer!«

»Wie Sie wünschen, Sir.«

Der Nachtportier holte unter dem Tresen einen Schlüssel hervor. »Zimmer neunundzwanzig, im zweiten Stock. Sie können den Fahrstuhl nehmen, Gentlemen.«

»Danke.« John nahm den Schlüssel in Empfang und schnappte sich den betrunkenen Rick Torkano.

»Ist aber sehr freundlich von Ihnen, Oberinspektor, daß Sie mich auf mein Zimmer bringen. Allein hätte ich das bestimmt nicht gefunden.«

John lachte hart. »Glauben sie nur nicht, daß ich das zu meinem Vergnügen mache.«

Er zog die Fahrstuhltür auf, da kein Page in der Nähe war. Der Fahrstuhl hatte gepolsterte Sitzbänke, und Torkano wäre bald eingeschlafen, hätte John ihn nicht durch leichte Schläge gegen die Wange wachgehalten.

Auf dem Gang zur zweiten Etage brannte nur die Notbeleuchtung. Teppiche bedeckten den Boden. Die einzelnen Zimmertüren waren aus stabilem Holz gefertigt worden.

Mit der linken Hand hielt John Rick Torkano fest und schloß mit der rechten die Tür auf. Er schleifte den Betrunkenen ins Zimmer und machte Licht.

Die Einrichtung war gediegen. Eine Mischung aus modern und antik. Es gab einen Fernsehapparat, einen Kühlschrank, ein Radio und Telefon. Die Wand mit den Einbauschränken wurde von einer Tür unterbrochen, die ins Bad führte.

Das war Johns erster Weg.

Er zwang Torkano, sich vor der Wanne niederzuknien. »He, was machen Sie mit mir? Wollen Sie mich umbringen?« beschwerte sich der Mann lallend.

»Das werden Sie gleich sehen«, erwiderte John. Er hielt schon die Brause in der Hand, drückte Torkanos Kopf noch etwas über die Wanne und drehte voll auf.

Die eiskalten, nadelfeinen Strahlen bliesen dem Mann einen Teil der Trunkenheit aus dem Schädel. Er schnaufte und spuckte wie ein altes Walroß, fuchtelte mit den Händen herum, doch John ließ nicht locker. Seine Fünf-Minuten-Radikalkur zeigte Wirkung.

Als er die Brause abdrehte, war Torkano wieder einigermaßen normal. Er saß auf dem Boden, hatte den Rücken gegen die Wanne gelehnt und prustete: »Mann, so etwas hat noch keiner mit mir gemacht.«

»Dann wurde es Zeit«, erwiderte John und warf ihm ein Handtuch zu. Rick Torkano fing es auf und trocknete sich sein Gesicht ab. Er war noch immer damit beschäftigt, als es an die Zimmertür klopfte. John öffnete.

Ein Ober mit rotumränderten Augen brachte den Mokka. John bedankte sich und gab etwas Trinkgeld. Dann ging er mit dem Tablett ins Zimmer zurück. Der Nachtportier war so schlau gewesen und hatte gleich zwei Tassen mitbestellt.

John füllte beide bis zum Rand. Schon als er den Mokka einschenkte, hatte er das Gefühl, Sirup würde aus der Kanne laufen. Genau die richtige Medizin für einen Mann wie Rick Torkano.

Torkano kam aus dem Bade. Er hatte sein Gesicht verzogen. »Sie hätten ja auch etwas mehr Rücksicht auf meinen Zustand nehmen können«, sagte er. »Der ganze Verband ist durchweicht.«

»Normalerweise hätte ich das auch gemacht.« John deutete auf einen Sessel. »Setzen Sie sich. Ich habe es verdammt eilig, und ich muß von Ihnen einige Auskünfte bekommen.«

Torkano hatte Platz genommen. Verständnislos schaute er den Oberinspektor an.

»Wüßte nicht, was ich Ihnen sagen könnte.«

John schob erst einmal die bis zum Rand gefüllte Mokkatasse über den kleinen Tisch. »Trinken Sie.«

Torkano beugte sich vor und schlürfte das heiße Getränk. Dann zuckte er zurück, als hätte ihn jemand vor den Kopf geschlagen. »Teufel«, fluchte er und preßte seine Hand gegen die Lippen. »Da verbrennt man sich ja den Mund.«

Beim nächsten Schluck war er vorsichtiger, und siehe da, es ging ohne weiteres.

John ließ ihm Zeit, die Tasse zur Hälfte zu leeren. Dann kam er zur Sache.

»Sie haben, wie Sie mir schon erzählten, Ihre Frau mehrmals während Ihrer Ehe betrogen.«

»Ja.« Torkano nickte bestätigend. »Und heute kann ich mich ärgern, daß ich es nicht noch öfter getan habe.«

»Seien Sie froh«, erwiderte John, »aber was ich jetzt von Ihnen wissen will, sind die Namen der Frauen und Mädchen.«

Rick Torkano wäre bald die Mokkatasse aus der Hand gefallen. »Mehr wollen Sie nicht?« fragte er und begann zu lachen. »Mann, das ist der beste Witz, den ich je gehört habe.«

»Ich mache keine Witze!« schrie John Rick Torkano an. »Es ist blutiger Ernst. Ich brauche die Namen. Fay Ranson ist tot, und ich habe in der letzten Stunde erfahren, daß ihr noch andere folgen sollen. Wieviel weiß ich nicht, aber Sie können es mir sagen. Versuchen Sie sich zu erinnern. Und wenn wir die ganze Nacht hier sitzen!«

Rick Torkano hatte sich in seinem Sessel zurücksinken lassen. »Sie machen tatsächlich keine Witze«, sagte er leise. »Woher soll ich denn noch wissen, mit wem ich alles was gehabt habe. Da kommen ja, ach, ich weiß nicht wieviel zusammen.«

»Hauen Sie mal nicht so auf den Putz«, sagte John. »Ich will nur die Namen der Frauen wissen, mit denen Sie ihr Bett geteilt haben, und das, während Sie verheiratet waren.«

Rick Torkano grinste. »Auch ‘ne ganze Menge.« Dann zündete er sich eine Zigarette an. »Also, Fay Ranson können wir ja streichen. Wer war denn noch mal vor ihr dran?« Torkano überlegte angestrengt,

schließlich hellte sich sein Gesicht auf. »Ja, das war doch die kleine Studentin«, rief er »wie hieß sie denn nur noch gleich? Ma – Ma…«

»Vielleicht Marion?« half John ihm auf die Sprünge.

»Ja, stimmt genau. Marion Gilmoor. Ein Klasse-Girl, sage ich Ihnen. Sie war so gut, daß ich…«

»Will ich gar nicht wissen«, fuhr John dem Mann in die Parade. Er hatte inzwischen seinen Notizblock gezückt und den Namen notiert. »Überlegen Sie weiter.«

»Oh, das ist schwer.«

»Wollen Sie noch einen Mokka?«

»Nein, nein.« Torkano wischte sich einen Wassertropfen vom Hals. Dann lachte er. »Ich habe den zweiten Namen. Kitty Lavall, die Schwarzhaarige aus dem Trocadero.«

Wieder notierte John den Namen. Mit einer wahren Engelsgeduld führte er das Verhör fort. Um vier Uhr morgens war Rick Torkano völlig geschafft.

»Ich weiß nichts mehr«, sagte er.

John hatte sechs Namen in seinem Notizblock stehen. »Sie sind also sicher, daß es nicht alle waren?« forschte er.

»Ja.«

»Wieviel könnten denn noch fehlen?«

»Genau kann ich Ihnen das auch nicht sagen. Von manchen wußte ich nicht einmal den Namen. Aber eins muß ich Ihnen gestehen, Oberinspektor, Sie haben mich geschafft.«

John erhob sich. »Das beruht wohl auf Gegenseitigkeit.«

»Und was haben Sie jetzt vor?«

»Nichts, was Sie interessieren könnte«, erwiderte der Oberinspektor. »Sie legen sich jetzt erst einmal ins Bett und schlafen Ihren Rausch aus. In ein paar Stunden reden wir weiter. Ich hoffe, Ihnen sind dann noch einige Namen eingefallen.«

»Ja, vielleicht.«

John nickte Rick Torkano noch einmal zu und machte, daß er nach unten kam.

»Mister Torkano ist wieder völlig okay«, sagte er zu dem Nachtportier, der beruhigt aufatmete.

John stieg in seinen Bentley und fuhr durch die leeren Straßen des Regierungsviertels zur Victoria-Street, in der das Scotland-Yard-Building liegt.

Hier wurde Tag und Nacht gearbeitet. Hinter zahlreichen Fenstern des Hochhauses brannte Licht.

John fuhr direkt hinunter in die Computerabteilung. Die klimatisierten, steril wirkenden Räume ließen ihn frösteln. Der Kollege vom Nachtdienst kam John mit mürrischem Gesicht entgegen. »Na, mal wieder was Supereiliges?«

»Sie haben es erfaßt.« John gab dem Mann die Namensliste. »Besorgen Sie mir erst die genauen Adressen. Und dann sehen Sie nach, ob etwas in der Kartei über die Frauen steht.«

»Sie haben Wünsche.«

»Ich weiß, beeilen Sie sich. Ich bin solange in meinem Büro.« John fuhr mit dem Lift nach oben. Aus dem Automaten zog er sich einen Becher Kaffee.

Er hatte kaum hinter dem Schreibtisch Platz genommen, als das Telefon anschlug. John stellte den Becher zu heftig zurück, so daß etwas Kaffee überschwappte.

Die waren aber fix, dachte er, und meldete sich.

Aber nicht der Kollege aus der Computerabteilung war am Apparat, sondern Sheila Conolly. Ihre Stimme klang aufgeregt, und John hörte, daß sie nur mühsam ein Schluchzen unterdrückte.

»John«, rief Sheila verzweifelt. »Bill ist verschwunden!«

Zwei Sekunden sagte der Geisterjäger nichts. Mit einer müden Bewegung wischte er sich über die Augen. Dann erwiderte er: »Okay, Sheila, ich komme zu dir…«

***

Es roch nach kaltem Rauch und verschüttetem Bier. Die Bodenfliesen des Bahnhofs-Pubs waren mit Zigarettenkippen übersät. Soeben hatten die letzten Penner den Raum verlassen müssen.

Nur noch ein Gast saß an einem der zahlreichen Holztische. Diana Torkano.

Sie paßte in diese schmuddelige Atmosphäre wie ein Neger zum Südpol. Aber die Torkano hatte sich nicht ohne Grund in den Bahnhofs-Pub in Chelsea gesetzt. Sie wartete auf eine ganz bestimmte Person.

»Feierabend, Missis«, sagte plötzlich neben ihr eine Stimme. Diana hob den Kopf. Die rothaarige Serviererin stand vor ihr. Sie trug einen viel zu kurzen, schwarzen Rock, aus dem stramme Beine hervorschauten. Die Oberweite war üppig, das Gesicht etwas breit und der Mund ein wenig zu rot geschminkt. Doch insgesamt gesehen, war das Girl der Typ, auf den manche Männer flogen.

Diana Torkano lächelte. »Ja, ich hatte zwei Tassen Kaffee.« Die Serviererin nickte. Sie verlangte zwanzig Pence. Diana gab ihr fünfzig und verzichtete auf das Wechselgeld.

Die roten Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. »Haben sie beim Fußball gewonnen?«

»Nein, aber meinen großzügigen Tag.«

»Selten, daß hier großzügige Gäste verkehren.«

»Dafür macht es die Menge.«

»Stimmt auch nicht. Wer Geld hat, fährt mit dem Auto oder vom

Victoria-Station. Hier nach Chelsea verlaufen sich keine Reichen. Warten Sie noch auf einen Zug?«

»Nein.«

»Das ist auch gut so, Madam. Heute fährt nämlich keiner mehr. Ich meine, in der Nacht.«

»Ich habe sie schon verstanden.« Diana Torkano blickte auf ihre Uhr. »Mein Wagen steht auf dem Parkplatz. Wenn Sie Lust haben, nehme ich Sie mit nach Hause.«

Die Serviererin bekam große Augen.

»Dafür haben Sie hier über eine halbe Stunde gesessen?« fragte sie.

»Nein, nein. Aber…«

»Ah, ich verstehe schon. Der Galan hat Sie sitzen lassen«, sagte die Rothaarige ziemlich direkt.

»So ungefähr.«

Die Serviererin nickte. »Ich ziehe mich nur eben um. Abschließen kann der Pächter. Übrigens, ich heiße Wilma Bond.«

Ich weiß, wollte Diana erst antworten, beherrschte sich aber. »Sie können Diana zu mir sagen«, meinte sie statt dessen. »Ich warte draußen auf Sie.«

»Okay, ich beeile mich.«

Diana stand auf, verließ die Gaststätte und ging langsam durch die alte Bahnhofshalle. In den Ecken lagen Penner. Ein Betrunkener hielt sich an einem Stützpfeiler fest, und als er die Frau sah, machte er ihr mit unsicherer Stimme eindeutige Angebote.

Diana ignorierte den Kerl, der schließlich hinter ihr herschimpfte. Der Lieferwagen stand draußen in einer Parktasche. Diana setzte sich hinter das Steuer und rauchte eine Zigarette. Viel lieber hätte sie den Mercedes genommen, aber für ihren Auftrag brauchte sie den Kastenwagen.

Nach zwei Minuten kam Wilma Bond aus dem Bahnhofsgebäude. Sie sah sich suchend um, und als Diana Torkano die Beifahrertür öffnete und winkte, kam sie auf den Wagen zugelaufen.

Sie hatte sich nur einen hellen Staubmantel übergeworfen, der wie eine Fahne hinter ihr herwehte.

»Der Pächter, dieser scharfe Kerl, wollte doch wieder zur Sache kommen«, sagte sie und schüttelte sich.

»Sind Sie denn so abgeneigt?« fragte Diana Torkano hintergründig.

Wilma zog die Beifahrertür ins Schloß und lachte. »Eigentlich nicht, aber wie der Typ aussieht, nimmt ihn noch nicht mal die letzte Nutte.«

»Ist ja auch egal«, sagte die Torkano und startete den Motor. Wilma Bond war ihr wie ein Schmetterling ins Netz geflattert. Nun konnte nichts mehr schiefgehen.

Die Serviererin sah nicht das heimtückische Lächeln, das Diana Torkanos Lippen kräuselte…

***

Wilma Bond blickte sich im Führerhaus um. Die Sitze waren aus Kunstleder und ziemlich verschlissen. Bequem konnte man sie auch nicht gerade nennen und auf der Armaturenkonsole lag Staub. »Haben Sie eigentlich eine Vorliebe für Lieferwagen?« fragte sie mit einem etwas spöttischen Hinterton.

»Wieso?«

Wilmas taxierender Blick traf die Fahrerin. »So wie Sie aussehen und gekleidet sind, könnte ich Sie mir gut in einem Sportwagen vorstellen.«

Diana Torkano hob die Schultern und ließ sie wieder fallen. »Jedem das Seine. Aber damit es Sie beruhigt, mein Erstwagen befindet sich zur Zeit in der Werkstatt.«

Wilma Bond lachte plötzlich. Sie bog den Kopf zurück und preßte ihre geballte Faust gegen die Lippen.

»Was ist los?« fragte Diana. »Sagen Sie es mir, dann kann ich mitlachen.«

Sie tippte kurz auf die Bremse, um einen heranpreschenden MG freie Bahn zu lassen.

»Es ist auch zu komisch«, kicherte Wilma. »Ich weiß nicht, warum ich hier sitze und mit Ihnen fahre. Ich kenne Sie gar nicht. Mich muß es irgendwie gepackt haben.«

»Das kommt vor.«

»Sagen sie mal, wie heißen Sie eigentlich?« fragte Wilma Bond jetzt wieder mit normaler Stimme.

»Nennen Sie mich Diana.«

»Und weiter?«

»Diana reicht.«

»Meinetwegen. Diana, hübscher Name. So hätte ich auch gern geheißen. Aber meine Mutter hieß Wilma, und so mußte ich auch diesen Namen tragen. Scheußlich.« Die Serviererin holte ein Kaugummi aus der Manteltasche. »Auch eins?«

Diana schüttelte den Kopf.

Wilma schob sich den Gummi zwischen die Zähne. Dann legte sie die Hände um ihre Knie und starrte schweigend durch die Frontscheibe. Diana schaltete in den zweiten Gang zurück und bog in die Sloome-Street ein. Sie war ziemlich schmal und noch mit Kopfsteinen gepflastert. Mietwohnungen säumten die Fahrbahn. Wie dunkle bucklige Ungeheuer sahen die geparkten Wagen aus.

»He, wohin fahren Sie denn«, rief Wilma Bond plötzlich. »Ich habe Ihnen ja meine Adresse noch gar nicht gesagt.«

»Sind wir denn hier nicht richtig?«

»Schon – aber.« Die Kellnerin stockte. »Moment mal, woher wissen Sie denn, wo ich wohne?«

»Ich habe mich eben für Sie interessiert.«

»Jetzt brat' mir doch einer 'n Wallach. Haben Sie irgend etwas mit mir vor? Sind Sie vielleicht lesbisch? Wenn ja, die Tour läuft bei mir nicht. Mir ist ein anständiger Kerl lieber.«

»Keine Angst, ich bin ganz normal.«

»Aber das Treffen war doch nicht zufällig?«

»Nein.«

»Na also. Was wollen Sie dann von mir? Nun mal raus mit der Sprache. Ich habe nämlich keine Lust, mir die ganze Nacht noch um die Ohren zu schlagen. Mein Job ist schon schwer genug.«

»Ich will mit Ihnen reden«, sagte Diana.

»Worüber?«

»Haben Sie bitte noch etwas Geduld.«

Diana stoppte für Sekunden an einer Kreuzung und bog dann nach links ab, hinein in eine zweispurige Straße, die an der Nordseite eines Parks vorbeiführte.

Wie die Perlen einer Kette waren die Laternen am Parkrand aufgereiht. Sie verbreiteten nur milchiges Licht. Es erreichte kaum den Boden.

Der Wagen wurde langsamer, und Diana fuhr in einen schmalen Weg, der wie mit dem Lineal gezogen in den Park stach. »Jetzt verstehe ich gar nichts mehr«, sagte Wilma. »Langsam wird mir vor Ihnen unheimlich.«

»Sie brauchen keine Angst zu haben«, erwiderte Diana Torkano. »Wie gesagt, ich will nur mit Ihnen reden.«

Die Scheinwerfer des Wagens stachen lange Lichtspeere in die Dunkelheit. Es war kühler geworden und durch den Witterungsumschwung hatte sich etwas Bodennebel gebildet, der in grauen, geisterhaften Schleiern über die Erde kroch und sich in den Zweigen der Sträucher wie ein Gespinst fing.

Auf einer kleinen Lichtung, auf der drei Bänke standen, stoppte Diana Torkano den Wagen, hieb den Rückwärtsgang ins Getriebe und rollte einige Yards weit in einen schmalen Weg.

Dann löschte sie die Scheinwerfer.

»So, da wären wir«, sagte die Frau. »Bitte, Wilma, steigen sie aus.«

»Was soll das denn wieder?« Wilma war ernstlich sauer. »Wenn Sie mir etwas zu sagen haben, dann tun Sie das gefälligst innerhalb des Wagens. Draußen ist es mir zu kalt.«

»Ich will Ihnen aber etwas zeigen!«

»Können sie das denn nicht hier drin?«

»Nein, es liegt auf der Ladefläche.«

»Okay, Lady, einmal noch. Aber dann ist Sense. Sie können sich nur freuen, daß ich so neugierig bin. Und danach fahren Sie mich nach Hause, verstanden?«

»Ich verspreche es Ihnen.«

»Das kenne ich«, murmelte Wilma, während sie die Tür öffnete und sich aus dem Wagen schwang.

Diana Torkano war auf der anderen Seite ausgestiegen. Ihr Gesicht hatte sich verzerrt, Mordfieber war in ihr hochgestiegen und ließ ihr Herz schneller klopfen.

Diana riß schon an der Verschnürung, als Wilma Bond erst an die hintere Seite des Wagens trat. Die Frau hatte sich fröstelnd in den billigen Sommermantel gehüllt.

Schwungvoll warf Diana die Plane hoch.

»Kommen Sie näher, Wilma«, sagte sie mit heiserer Stimme. »Schauen Sie in den Wagen.«

Wilma Bond trat dicht an die Ladefläche und plötzlich wurden ihre Augen groß.

Jemand starrte sie an, aus roten blutunterlaufenen Augen. Im ersten Augenblick war Wilma Bond nicht fähig, einen Ton hervorzubringen. Dann wandte sie ruckartig den Kopf, sah in Diana Torkanos Gesicht und hauchte: »Wer ist denn das?«

»Dein Mörder!« kicherte die Torkano…

***

Wilma begriff die Worte gar nicht. Erst als sie zwei Hände an ihrer Kehle spürte und merkte, wie die Fingernägel tief in das Fleisch drangen, wurde ihr die Tragweite dieser Antwort bewußt. Sie schlug Diana ins Gesicht, traf sie an der Lippe, die aufsprang und anfing zu bluten.

Die Torkano lockerte den Griff. Gleichzeitig schrie sie: »Hol sie dir!« Die Mörderpuppe kroch über die Ladefläche. Es dröhnte dumpf, wenn sie mit den Händen aufschlug. Die blutunterlaufenen Augen waren weit aufgerissen, und dann packten die Pranken zu.

Wilma hatte sich mit einem Fußtritt befreien können und die Torkano zurückgeschleudert. Doch ehe sie davonrennen konnte, spürte sie den ungeheuren Druck auf beiden Schultern.

Schreiend ging Wilma in die Knie. Gnadenlos, wurde sie zu Boden gedrückt, und als sie den Kopf hob, sah sie plötzlich die blutigen Augen dicht vor sich.

In einer verzweifelten Aktion versuchte sie sich auf dem feuchten Boden herumzurollen. Es gelang ihr nur halb, sie rutschte aber aus dem Mantel.

Der Stoff riß wie Papier.

Wilma sah plötzlich eine Chance, als die unheimliche Puppe einen Mantelfetzen in der Hand hielt. Sie robbte über die Erde, und sie schaffte es, dem Griff zu entkommen.

Die Torkano warf sich ihr in den Weg. Doch Wilma hatte schon

soviel Schwung, daß Diana zur Seite gestoßen wurde.

Dann begann die Serviererin zu rennen. Fluchtartig und kopflos rannte sie in die Gebüschwand. Die Panik hatte sie wie eine Strömung erfaßt. Sie dachte nicht einmal daran zu schreien, die hätte auch keinen Ton hervorgebracht, denn ihre Kehle war wie zugeleimt. Hinter ihr kletterte die Puppe aus dem Wagen.

»Los, hinterher!« kreischte die Torkano. »Pack sie, verdammt!« Die Puppe begann zu laufen, zwar etwas ungelenk, dafür aber ungemein kraftvoll und auch schnell. Die Geräusche der fliehenden Wilma wiesen ihr auch in der Dunkelheit den Weg.

Und Wilma rannte.

Zweige peitschten ihr ins Gesicht. Ein langer Dorn hatte ihr den Pullover an der rechten Schulter aufgerissen und einen blutigen Streifen über die weiße Haut gezogen. Wilma hatte Mühe, auf den Beinen zu bleiben. Ihr Herz raste, der Atem ging keuchend, die Erschöpfung macht sich breit. Wilma wurde langsamer, und die Mörderpuppe holte auf. Yard für Yard rückte sie der rothaarigen Serviererin näher. Nicht einmal mehr dreißig Schritte, dann hatte sie die Frau eingeholt.

Wilma stürzte weiter, und plötzlich sah sie die Umrisse eines Schuppens auftauchen. Das kleine Gebäude war rund, aus Holz gebaut, besaß eine Tür, und hinter dem Fenster flackerte auf einmal ein Lichtschein auf.

Licht – das bedeutete, daß auch Menschen in der Nähe waren. Ein wahnwitziger Hoffnungsfunke blitzte in Wilma auf. »Hilfe!« ächzte sie. »Hilf…«

Da wurde die Tür geöffnet.

Wilma fiel dem Mann förmlich in die Arme, der sie überrascht auffing und mit in das Haus zog.

»Die Tür, Mister. Schließen Sie die Tür!« keuchte Wilma. »Schnell!« Der Mann tat es automatisch. Er war der Parkwächter, der in dem kleinen Geräteschuppen lauerte, um Dieben auf die Spur zu kommen, die in den letzten Wochen zahlreiches Gartengerät gestohlen hatten.

Der Parkwächter war schon älter, von ziemlich kräftiger Gestalt.

Als er jetzt die völlig erschöpfte Frau in den Armen hielt, wußte er zuerst nicht, was er mit ihr machen sollte. Dann setzte er sie auf einen Holzstuhl und drehte die Petroleumlampe höher, denn elektrisches Licht gab es nicht.

Er sah in das schweißnasse, von Tränenspuren gezeichnete Gesicht der Frau. Wilma rang immer wieder nach Atem, wollte etwas sagen, doch sie brachte nur stockende Worte hervor.

»Draußen – die Puppe – sie will mich umbringen… bitte, helfen Sie mir… ich…«

»Eine Puppe?« Die Augen des Parkwächters weiteten sich erstaunt.

Wilma nickte heftig. »Hinter mir. Ich – ich kann nicht mehr!« Die Frau begann zu weinen.

Dem Parkwächter lief eine Gänsehaut über den Rücken. Er trat an das kleine Fenster und peilte durch die blinde Scheibe.

Erkennen konnte er kaum etwas. Büsche und Bäume wurden von der Dunkelheit verschluckt.

Doch dann sah er etwas Großes, Helles zwischen den Stämmen herhuschen, und seine Hände ballten sich zu Fäusten.

Eine Gestalt.

Ja, jetzt war sie deutlich zu erkennen und sie näherte sich dem Haus. Der Parkwächter wandte sich um. »Sie kommt«, flüsterte er.

»Nein!« Wilma sah den Mann aus schreckgeweiteten Augen an. »Das darf nicht wahr sein. Sie – sie wird uns um…«

Schwere Schläge dröhnten gegen die Tür und erstickten Wilmas weitere Worte.

»Was – was machen wir denn jetzt?« flüsterte der Mann ängstlich und sah sich nach einer Waffe um.

Wilma hatte den Blick bemerkt. »Da, die Spitzhacke, nehmen Sie die doch!«

Der Parkwächter überlegte nicht, sondern packte zu.

Mit der Hacke in beiden Fäusten schwang er herum.

Da flog die Tür auf. Die Mordpuppe hatte sie kurzerhand eingetreten. Wie ein Ungeheuer aus einem Zukunftsfilm stand sie auf der Schwelle. Eine geschlechtslose Gestalt, deren Körper aussah, als wäre er aus einem Marmorblock gehauen.

Das Grauen bannte den Parkwächter auf der Stelle. Er schaffte es nicht einmal, die Arme mit der Spitzhacke zu heben, er konnte das mordende Ungeheuer nur immer wieder anstarren.

Wilma Bond schrie!

Unaufhaltsam stampfte die Puppe auf die wehrlose Frau zu. Die Hände waren zu Klauen gekrümmt.

Zu Mordklauen…

Noch immer schrie Wilma Bond ihre Angst und Pein hinaus. Ihre Augen drohten aus den Höhlen zu quellen, der Mund stand weit offen. Erst jetzt erwachte der Parkwächter aus seiner Lethargie. Mit gewaltigem Satz sprang er auf die Puppe zu und hieb ihr die Spitzhacke gegen den glatten kahlen Schädel.

Es klirrte, als hätte er gegen Stein geschlagen, aber nicht ein Riß war zu sehen. Die Puppe schüttelte den Schlag ab wie ein nasser Hund die Wassertropfen.

Der Parkwächter begriff nichts mehr. Er war vor Grauen und Entsetzen gelähmt.

Er sah den Schlag gar nicht kommen, der ihn mitten im Gesicht erwischte und ihn hart zu Boden schleuderte, wo er bewegungslos

liegenblieb.

Für Wilma Bond gab es keine Rettung mehr.

Die Puppe bückte sich nach der Spitzhacke…

Draußen vor dem Haus stand Diana Torkano. Sie hörte die Schreie des unglücklichen Opfers und rauchte genußvoll eine Zigarette. Nach drei Minuten kam die Puppe wieder zurück.

Sie hatte jetzt das Gesicht der toten Wilma Bond!

»Nummer zwei«, flüsterte Diana Torkano. Sie war mit sich und ihrer grausamen Tat zufrieden.

***

Sheila Conolly stand vor der Tür, als John Sinclairs Bentley die gewundene Auffahrt zum Haus hochpreschte. Der Oberinspektor stoppte und sprang aus dem Wagen.

Sheila hatte unten im Haus Licht gemacht. Ihre Gestalt zeichnete sich wie ein Scherenschnitt vor dem helleren Hintergrund ab. »Endlich, John«, rief sie.

Der Geisterjäger sah Tränen in ihren Augen blitzen, er lächelte der Frau seines besten Freundes aufmunternd zu. »Keine Angst, Bill hat schon ganz andere Sachen überstanden.«

»Das sagst du nur so.«

»Nein, ich meine es ehrlich. Komm, laß uns ins Haus gehen, du erkältest dich sonst noch.«

Sheila hatte sich nur einen Morgenrock übergezogen. John legte seinen Arm um ihre Schultern, und bevor sie sich setzten, gab er Sheila erst einmal einen doppelten Whisky.

»Trink, das wird dir guttun.«

»Danke.«

Dann begann Sheila Conolly zu erzählen. »Ich weiß auch nicht, wie es kam, plötzlich wurde ich wach, tastete zu Bills Bett hinüber und fühlte, daß es leer war. Im ersten Augenblick habe ich mir nichts dabei gedacht. Bill hätte ja auf der Toilette sein können, aber als er dann nicht kam, wurde ich unruhig. Ich habe nach ihm gerufen und keine Antwort erhalten. Dann habe ich das Haus durchsucht. Sogar im Keller bin ich gewesen – von Bill keine Spur. Schließlich wußte ich mir nicht anders zu helfen, als dich anzurufen.«

»Was in diesem Fall das beste war«, meinte John.

»Hast du denn keinen Verdacht, wo Bill stecken könnte?« fragte Sheila mit drängender Stimme.

»Ungefähr…«

»Und?«

»Bei den Torkanos. Oder besser gesagt bei Diana Torkano. Bill war schon die Stunden vorher so komisch. Ziemlich in Gedanken versunken. So kenne ich ihn eigentlich gar nicht.«

»Du meinst doch nicht, daß sie ihn…«
»Nein, nein.« Der Geisterjäger ließ Sheila Conolly gar nicht erst ausreden. »Außerdem weiß ich gar nicht, ob er die Torkano angetroffen hat. Du hast nicht zufällig gesehen, ob sie weggefahren ist?«
»Nein. Und zu ihr hingetraut habe ich mich auch nicht.«
John lächelte. »Das kann ich verstehen.« Er blickte auf seine Uhr. Es war bereits die vierte Morgenstunde.
»Willst du jetzt noch weg?« fragte Sheila mit ängstlicher Stimme. »Ja. Aber keine Angst, ich bleibe in der Nähe. Ich will nur noch mal rüber zu Diana Torkano. Vielleicht treffe ich sie zu Hause an. Dann werde ich sie auch nach Bill fragen, darauf kannst du dich verlassen.«
»Sei vorsichtig, John«, sagte Sheila mit belegter Stimme. »Diese Frau ist – so wie Bill sie mir beschrieben hat – eiskalt. Sie soll eine menschliche Bestie sein.«
John stand auf. »Ich kann schon auf mich achtgeben. Nur du mußt dich ruhig verhalten, Sheila. Ich schau hinterher noch mal vorbei.« John küßte Sheila auf beide Wangen und verließ das Haus. Wieder ging er quer über das Grundstück. Den Weg kannte er schon im Schlaf.
Diesmal betrat er nicht durch das zerstörte Fenster das Haus, sondern klingelte an der Tür.
Was er nicht erwartet hatte, trat ein.
Ihm wurde geöffnet.
Diana Torkano stand vor ihm, in einem seidenen Hausmantel und mit einem erstaunten Ausdruck in den Augen.
»Sie, Herr Oberinspektor?«
»Ja.« John ließ sich durch die schauspielerische Leistung nicht täuschen. »Entschuldigen Sie bitte die späte, oder besser gesagt frühe Störung, aber kann ich Sie mal einige Minuten sprechen?«
»Bitte, kommen Sie herein.«
Die Frau gab den Weg frei. John roch ein herbes Parfüm. Er sah auch, daß sich Diana Torkano die Oberlippe aufgerissen hatte. »Haben Sie einen besonderen Grund für diesen Besuch?« fragte die Torkano.
»Ja.«
»Welchen denn?«
»Ich möchte Sie zu gern als Anstifterin zum Mord überführen…«

***

Schon mehr als einmal war Bill Conolly aus tiefer Bewußtlosigkeit erwacht und es war immer das gleiche scheußliche Gefühl. Die stechenden Kopfschmerzen, die bleischweren Augenlider, der würgende Druck im Magen und der peinigende Durst.
Bill hörte sich selbst stöhnen. Vorsichtig bewegte er Arme und Beine und stellte mit Genugtuung fest, daß er nicht gefesselt war. Das

erleichterte natürlich seine Befreiungschancen.

Bill blieb noch einige Zeit liegen und setzte sich dann vorsichtig auf. Schon jetzt überkam ihn ein seltsames schwindeliges Gefühl, und der Reporter hatte Angst vor einer Gehirnerschütterung. Seine rechte Hand fuhr zum Kopf hoch, tastete über die Stirn – und…

Bill zuckte zusammen. Mit den Fingerspitzen hatte er eine verkrustete Wunde berührt. Dort hatte ihn der Schlag mit dem harten Gegenstand getroffen.

Jetzt kam auch die Erinnerung zurück. Bill dachte an die Hausdurchsuchung und daran, daß er die Liste mit den Namen gefunden hatte, und dann war der Schlag auf den Schädel gekommen. Bill fühlte nach der Liste. Sie war nicht mehr da. Der oder die Unbekannte mußte sie ihm abgenommen haben.

Und jetzt steckte er noch in diesem verdammten Loch und hatte Kopfschmerzen, als würde ihm der Schädel zerspringen.

Es war stockdunkel. Bill fiel trotz seiner mißlichen Lage der Vergleich mit einem Bärenhintern auf. Aber das Feuerzeug hatte man ihm gelassen. Bill holte es aus der Tasche, stellte die Gasflamme höher und knipste es an.

Die Flamme brannte ruhig. Bill hob den Arm und führte ihn im Kreis. Man hatte ihn in eine Rumpelkammer gesteckt. Muffige Backsteinwände und rissige Decke, über die der Flammenkreis tanzte. Eine Handbreit von seinem Rücken entfernt befand sich die stabile Metalltür, und mit den Füßen stieß er gegen allerlei Gerümpel. Bill sah einen Besen, der mehr Staubflusen als Borsten besaß, einen Tisch, von dem das vierte Bein fehlte, einen eingerissenen Lampenschirm, mehrere grau angestrichene Pappkannen und Becher und ein großes verstaubtes Tintenfaß.

Bill brauchte nur eins und eins zusammenzuzählen, um zu wissen, wo er sich befand.

In einer winzigen Requisitenkammer, die zu einem Theater gehörte. Aber das half ihm auch nicht weiter.

Bill stand auf. Diese Bewegung forderte die Kopfschmerzen und trieb ihm den Schweiß auf die Stirn. Hinzu kam noch die verbrauchte stickige Luft, die kaum zu atmen war.

Obwohl es ihm sinnlos erschien, probierte er die Türklinke. Natürlich war die Tür verschlossen. Die Klinke quietschte, sie lechzte förmlich nach Öl. Aber da war wohl niemand, der diese Arbeit übernahm. Was ihm am meisten auf die Nerven fiel, war die beängstigende Stille. Sie drückte aufs Gemüt und wurde nur von Bill Conollys Atemzügen unterbrochen. Bill legte sein Ohr an die Tür und lauschte. Aber auch von außerhalb des Raumes war kein Geräusch zu vernehmen. Mit zwei langen Schritten hatte Bill die Kammer durchmessen. Er bückte sich und nahm das abgebrochene Tischbein in die rechte Hand.

Besser so eine Waffe als keine. Dann löschte er die Flamme des Feuerzeuges, kauerte sich auf den Boden und wartete. Die Zeit verrann.

Bill blickte immer öfter zur Uhr, und als er die Schritte hörte, hatte er etwa eine halbe Stunde in der Dunkelheit gesessen.

Sofort war der Reporter hellwach.

Er hörte eine Tür schlagen und die schweren Schritte näherkommen. Dann eine Stimme.

Bill kannte sie. Die Stimme gehörte Diana Torkano. Aber wie hatte sie sich verändert.

»Das hast du fein gemacht«, kicherte die Torkano. »So wird es allen ergehen. Morgen Nacht kommt die dritte an die Reihe. Alle werden sie büßen. Die Schwarze Magie wird sie in die Hölle schicken.« Danach wieder das irre, ekelhafte Kichern.

Bill lief eine Gänsehaut über den Rücken. So wie es aussah, schien Diana Torkano dem Wahnsinn verfallen zu sein. Dem Wahnsinn und dem Teufel.

Die Schritte gingen an der Tür vorbei, entfernten sich, wurden leiser. Aber Bill wollte sich unter allen Umständen bemerkbar machen. Mit der Faust hämmerte er gegen die Tür. Dumpf hallten die Schläge nach, das Metall begann zu vibrieren.

»Mrs. Torkano«, rief Bill Conolly. »Kommen Sie, ich habe mit Ihnen zu reden.«

Nichts…

Bill atmete tief durch. Dann versuchte er es nochmal. Wieder zeigte die Frau keine Reaktion.

Bill ließ diese Aktion sein. Sie war nur eine unnötige Kraftverschwendung. Und seine Kraft würde er in der Zukunft noch brauchen, davon war er felsenfest überzeugt.

Bill Conolly lehnte sich mit dem Rücken gegen die Tür und wartete ab. Er hätte jetzt gern eine Zigarette geraucht, ließ es aber wegen der schlechten Luft bleiben.

Und dann kamen die Schritte zurück, kaum zu hören. Bill hatte sich schon anstrengen müssen, um sie überhaupt zu vernehmen. Die Schritte stockten vor seiner Tür.

»Mrs. Torkano?« fragte Bill mit halblauter Stimme.

»Wer denn sonst!«

»Können Sie mir sagen, was dieser ganze Spaß soll?«

Die Torkano kicherte. »Ein Spaß, sagen Sie? Nennen Sie Ihren Tod einen Spaß?«

Bill ballte die Hände zu Fäusten. »Weshalb wollen Sie mich töten?«

»Man beseitigt doch unliebsame Zeugen, nicht wahr. Das steht schon in jedem Kriminalroman.«

»Ich glaube nicht, daß Sie als Mörderin eine Chance haben. Man wird

sie jagen.«
»Sie meinen damit doch nicht etwa diesen komischen Oberinspektor. Mister Conolly, ich bitte Sie, dieser Mann ist ein Schaumschläger, mehr nicht. Er kann mir doch nicht das Wasser reichen. Ich habe ganz andere Verbindungen.«
»Ich weiß. Sie bedienen sich der Hilfe von finsteren Machten. Aber John Sinclair ist darauf spezialisiert, gegen Dämonen und Geister zu kämpfen. Nicht umsonst nennt man ihn den Geisterjäger.«
Nach diesen Worten war es einige Sekunden still. Dann meinte die Torkano. »Gut, daß Sie mir das gesagt haben, Mister Conolly. Ich werde mich entsprechend danach richten. Und jetzt lasse ich Sie wieder allein.«
»Moment noch«, rief Bill hastig.
»Was ist? Ich habe nicht viel Zeit.«
»Haben sie in dieser Nacht noch jemand umbringen lassen?«
»Ja.« Die Frau lachte.
»Wie heißt sie?«
»Es war ein Flittchen. Wilma Bond. Hatte einen berühmten Nachnamen, aber um sie ist es nicht schade.«
»Sie war ein Mensch!« schrie Bill. »Ein Mensch wie Sie und ich. Sie hatte ein Recht darauf zu leben.«
»Reden Sie, was Sie wollen, Mister Conolly. Sie kommen hier nicht mehr raus.«
Bill versuchte es ein letztes Mal. »Kann ich wenigstens einen Schluck Wasser bekommen?«
Diana Torkano lachte. »Sie können höchstens einen schnellen Tod kriegen. So, und jetzt lasse ich Sie allein. Raus kommen Sie da nicht. Ich lasse Sie noch einige Stunden schmoren. Ihren Tod habe ich für die nächste Nacht angesetzt. Vielleicht denken Sie bis dahin darüber nach, wie schädlich Neugierde ist.«
Bill wollte noch etwas sagen, doch er schluckte die Bemerkung herunter. Die leiser werdenden Schritte verrieten ihm, daß die Frau sich bereits entfernte.
Für Bill Conolly begann nun der Kampf gegen die Zeit.

***

Diana Torkano führte John Sinclair in das Arbeitszimmer ihres Mannes. »Sie halten mich also für eine Mörderin, Mister Sinclair.« Die Frau lächelte falsch und zeigte perlweiße Zahne. »Das müssen Sie natürlich auch beweisen.«
»Das werde ich auch, Miß Torkano.«
»Ich bin gespannt Oberinspektor. Nur machen Sie es kurz. Die Nacht ist bald herum. Sie hat sowieso genügend Aufregungen gebracht, und ich habe morgen einen schweren Tag vor mir. Ich muß zum Bahnhof

und mein Gepäck abholen, außerdem…«
»Sie scheinen doch sehr viel Zeit zu haben«, meinte John.
»Stimmt!« Die Torkano lachte. »Sie wollten ja etwas fragen. Schießen Sie los.«
John ließ sich durch die Frau nicht täuschen. Er hatte das Gefühl, daß die Sicherheit nur gespielt war und schoß plötzlich seine erste Frage ab.
»Wo waren Sie in den vergangenen zweieinhalb Stunden?«
»Hier natürlich. Oder glauben sie etwa, ich lasse das Haus unbewacht? Ich habe zwar jetzt die Alarmanlage eingeschaltet, aber trotzdem ist mir das nicht sicher genug.«
John schüttelte vorwurfsvoll den Kopf. »Sie lügen schlecht, Mrs. Torkano.«
»Wieso?«
»Sie sind gefahren, und das ist noch gar nicht so lange her. Ich habe die Motorhaube Ihres Wagens angefaßt und festgestellt, daß sie noch warm ist. Es dauert seine Zeit, bis sich ein Motor abgekühlt hat.« John Bluff war gut, und der Geisterjäger hoffte, daß die Frau darauf hereinfallen würde.
Aber den Gefallen tat sie ihm nicht. Sie zeigte keine für John positive Reaktion.
»Sie irren sich, Mister Sinclair. Ich bin nicht gefahren. Aber auch wenn es so wäre, das ist noch lange kein Beweis.«
»Wenn Sie wollen, gehen wir nach draußen!« John ließ nicht locker.
»Ich denke gar nicht daran, mich auf solche albernen Spielchen einzulassen.«
»Dadurch machen Sie sich natürlich immer verdächtiger.«
»Haben Sie sonst keine Beweise mehr, Herr Oberinspektor?« fragte Diana Torkano steif.
John lächelte. Es war ein kaltes, gefährliches Lächeln. Der Geisterjäger stand nahe dem Fenster und hatte die Arme vor der Brust verschränkt. Diana Torkano stand neben dem Schreibtisch. Ihre rechte Hand lag auf der Platte, ruhig, nicht einmal die Finger zitterten.
»Ich habe noch Beweise, Mrs. Torkano«, sagte John leise. »Wie kommt es zum Beispiel, daß ich Ihre Stimme aus dem Mund einer Toten gehört habe? Und nicht nur ich, sondern noch ein weiterer Zeuge. Und weshalb haben die Toten plötzlich ihr Gesicht verloren? Daß es Ihre Stimme war, kann ich beschwören.«
»Jetzt spinnen Sie aber«, meinte die Torkano. »Ich glaube, Sie haben zuviel Romane gelesen.«
»Im Gegenteil, viel zu wenige. Ich beschäftigte mich mit Fällen, die ins Übersinnliche spielen, also mit Sachen, die der normale Verstand an und für sich nicht mehr begreifen oder erfassen kann. Ich sage Ihnen auf den Kopf zu, Sie stehen mit finsteren Mächten im Bunde,

Mrs. Torkano.«
Diana Torkano hatte sich Johns Rede angehört, ohne mit der Wimper zu zucken. Jetzt trat sie einen Schritt zurück, drehte sich um neunzig Grad und wies zur Tür.
»Gehen sie, Mister«, sagte sie scharf. »Sie haben hier nichts mehr verloren.«
Stur schüttelte John den Kopf. »Da täuschen sie sich, Madam. Ich bestimme, wann das Verhör beendet sein wird.«
»Für mich ist es beendet!«
Diana Torkano wandte sich um und ging zur Tür.
John hatte die Frau mit ein paar Schritten eingeholt. Er legte seine Hand auf ihre rechte Schulter.
»Warum so hastig, Mrs. Torkano?«
»Lassen sie mich los!« zischte die Frau.
John ließ die Hand sinken. »Geben Sie mir den Abraxas«, sagte er.
»Niemals.«
»Doch.« John packte das rechte Handgelenk der Frau und zog sie näher zu sich heran. Aus einer Handbreit Entfernung starrten sich die beiden Gegner in die Augen.
»Es geht hier um Mord, Mrs. Torkano«, sagte John Sinclair gefährlich leise. »Und ich weiß, daß noch weitere Morde geplant sind. Ich werde sie verhindern, und wenn ich Sie monatelang auf Schritt und Tritt bewachen muß. Fay Ranson war die erste. Wer ist als nächste dran? Marion Gilmoor vielleicht? Oder Kitty Lavall?«
In den Augen der Frau blitzte es auf, und John merkte, daß er auf der richtigen Spur war.
»Ich bin längst nicht so dumm, wie Sie mich eingeschätzt haben, Mrs. Torkano. Ich habe mit Ihrem Mann gesprochen. Er hat mir noch einige Namen genannt. Nein, Mrs. Torkano, Sie haben keine Chance mehr. Reden Sie, packen Sie aus.«
Von einer Sekunde zur anderen überzog sich das Gesicht der Frau mit einer kalkigen Blässe. Ihre Augenlider flatterten, ihr Blick wurde starr. John ließ das Handgelenk los.
Diana Torkano preßte die Lippen zusammen. Durch die Nase atmete sie tief ein. John sah die Gänsehaut, die auf ihren Wangen lag. »Ich werde reden, Mister Sinclair«, sagte Diana Torkano und ließ sich auf einen Stuhl fallen. »Geben sie mir bitte ein Glas Wasser. Ich – ich…«
»Wo ist die Küche?«
»Warten Sie, ich zeige Sie Ihnen. Das heißt, ich kann mir das Wasser auch selbst holen.«
»Ich werde lieber mitgehen«, meinte John.
»Bitte.« Diana Torkano stand auf. Ihr Gang war gebeugt, als sie vor John Sinclair herschritt.
Die Küche war quadratisch und nach den modernsten Erkenntnissen

maßgeschneidert.

John blieb in der Tür stehen, während Diana Torkano aus einem der grün lackierten Anbauschränke ein Glas holte und es mit Leitungswasser füllte.

Sie trank in kleinen Schlucken. Dabei blickte sie über den Glasrand hinweg den Geisterjäger an.

John ließ ihr Zeit, das Glas leerzutrinken. »Tja«, sagte die Torkano, »man muß auch verlieren können. Ich hätte nicht gedacht, daß man mir auf die Schliche kommen würde.«

»So wie ich und Bill Conolly«, meinte John. »Womit wir bereits beim Thema wären. Was haben Sie mit meinem Freund gemacht?«

»Nichts Schlimmes. Ich habe ihn bewußtlos geschlagen. Er liegt unten im Keller. Wenn er aufwacht, wird er höchstens Kopfschmerzen haben. Ich kann mich ja bei ihm entschuldigen.«

»Das ist wohl nicht nötig«, erwiderte John, dem der Gesinnungswandel der Frau mehr als seltsam vorkam. Er beschloß, auf der Hut zu sein. »Geben Sie mir jetzt den Abraxas. Er ist wohl der Katalysator zwischen Ihnen und den Mächten der Finsternis.«

»Das stimmt.« Diana Torkano nestelte an den oberen Knöpfen des Negliges herum. »Ich habe ihn wie gesagt aus Ägypten mitgebracht, und seine magischen Kräfte sind auf mich übergegangen. Behandeln Sie ihn bitte vorsichtig, Oberinspektor. Er ist gefährlich.«

»Keine Angst, ich kenne mich in den Dingen aus.«

John stützte sich vom Türrahmen ab, während Diana Torkano mit ausgestrecktem rechten Arm auf ihn zukam. Der Abraxas lag auf ihrem Handteller.

John wollte zugreifen, und da passierte es.

Diana Torkanos linke Hand schnellte blitzschnell vor, umklammerte Johns rechte Handgelenk, und dann zog die Frau den Oberinspektor mit einem Ruck zu sich heran.

John wurde von der Aktion überrascht. Außerdem hatte er keinen richtigen Stand gehabt und flog genau in das hochgerissene Knie der Frau.

Der Schmerz war höllisch. John krümmte sich, ging in die Knie, verlor sekundenlang die Übersicht.

Ein weiterer Rammstoß traf sein Gesicht. Blut stürzte aus seiner Nase. Einige Herzschläge lang war John Sinclair völlig weg. Schattenhaft nahm er wahr, daß die Torkano an ihm vorbeihetzte. Den Abraxas hielt sie nach wie vor fest umklammert. Sie lachte gellend, als sie zurück in das Arbeitszimmer rannte und die Tür hinter sich zuwarf. Hastig riß sie die Schreibtischschublade auf und wühlte fieberhaft darin herum.

Dann hatte sie gefunden, was sie suchte.

Eine Pistole. Es war eine alte P 38, noch aus dem Zweiten Weltkrieg.

Dafür aber gut gepflegt – und schußbereit.
Mit einer routinierten Bewegung zog Diana Torkano den Schlitten zurück. Dabei flüsterte sie: »Komm nur, Geisterjäger. Ich werd’ dir schon den passenden Empfang bereiten.«
John Sinclair hatte inzwischen den Schock des Angriffs überwunden.
Aber noch immer wütete der Schmerz in seinen Eingeweiden. Doch was noch schlimmer für ihn war: diese Frau hatte ihn eiskalt überlistet.
John erhob sich mühsam. Die Hände hatte er auf seinen Unterleib gepreßt.
Im Unterbewußtsein hatte er das Schlagen einer Tür gehört. Er wußte aber nicht, welche zugefallen war.
John torkelte aus der Küche, atmete ein paarmal tief durch. Nur allmählich ließ der Schmerz nach.
Mit dem Taschentuch wischte sich John das Blut von der Nase. Vor der Tür zu Rick Torkanos Arbeitszimmer stoppte er. Vorhin, als er mit der Frau das Zimmer verlassen hatte, war die Tür nicht geschlossen gewesen. Jetzt war sie aber zu.
John Sinclair lächelte grimmig. Er wußte nun, wo Diana Torkano steckte.
Er legte seine rechte Hand auf die Klinke, atmete noch einmal tief durch, drückte die Klinke nach unten und fegte wie ein Teufel in das Arbeitszimmer.
Diana Torkano hatte das Licht gelöscht. Da die Tür jedoch offen stand, fiel etwas Helligkeit vom Flur her in den Raum. John konnte Umrisse erkennen, doch Diana Torkano sah er nicht. Wenigstens nicht sofort.
Plötzlich wischte hinter dem Schreibtisch ein Schatten hoch. Undeutlich erkannte John die Waffe in der Hand der Frau, und im nächsten Augenblick schrie Diana Torkano mit sich überschlagender Stimme: »Fahr zur Hölle, Sinclair!«
Dann schoß sie…

***

Bill Conolly ließ sich nicht unterkriegen. Im Gegenteil, er begann zu kämpfen. Diana Torkano hatte einen Fehler gemacht. Sie hatte ihm einige Sekunden Galgenfrist gegeben. Und ein Mann wie Bill Conolly wollte die Zeit nutzen.
Die Wände abzuklopfen, hatte keinen Zweck. Sie waren an allen Seiten aus stabilen Backsteinen gebrannt. Aber da war noch die Metalltür – und besonders interessierte Bill das Schloß.
Er knipste sein Feuerzeug an und untersuchte das Schloß genauer. Bill brauchte nicht einmal eine Minute, um herauszufinden, daß er eine ganz einfache Konstruktion vor sich hatte. Es war unter

Umständen mit einem zurechtgebogenen Stück Draht aufzukriegen. Bills Hoffnung wuchs. Dann machte er sich auf die Suche nach einem passenden Werkzeug. Fieberhaft durchwühlte er das Gerümpel. Bill fand sogar noch einen Kerzenstummel, zündete den Docht an und hatte so beide Hände frei.

Nachdenklich hielt er den Lampenschirm in der Hand. Die Idee kam ihm blitzartig.

Vier Drähte führten schräg auf einen kreisrunden Metallring zu. Sie steckten in kleinen Ösen und waren ziemlich wacklig. Über die Drähte war billiges Pergament gespannt worden.

Bill Conolly schalt sich im stillen einen Narren, warum er nicht schon vorher auf die Idee gekommen war. Mit zwei schnellen Handbewegungen zerfetzte er das Pergament. Dann riß er einen Drahtstab aus der Öse. Der Draht war schon verrostet, aber das störte Bill nicht.

Der Reporter nahm die Kerze vom Boden auf und stellte sie neben die Tür, so daß der Flammenschein auch noch das Schloß erreichte. Vor Aufregung war Bill in Schweiß geraten. Er bog ein etwa fingerlanges Stück Draht rechtwinklig nach außen und hatte sich so einen behelfsmäßigen Dietrich geschaffen.

Behutsam führte er ihn in das Türschloß.

Zum Glück steckte der Schlüssel nicht.

Jetzt begann der schwierigste Teil der Arbeit. Bill werkelte herum, wie ein Feinmechanikergeselle an seiner Meisterprüfung. Immer wieder drehte er den Dietrich vorsichtig nach links, aber das Metall griff noch nicht.

Bill probierte weiter. Zwischendurch mußte er sich mehrmals den Schweiß von der Stirn wischen, aber je länger es dauerte, um so größer wurde sein Ehrgeiz.

Und dann packte der Draht.

Bill hielt den Atem an.

Jetzt nur keinen Fehler machen, sagte er sich.

Behutsam drehte er den Dietrich nach links – und… Das Schloß schnappte zurück. Die Tür war offen. Aufatmend trat Bill Conolly zurück. Ein triumphierendes Grinsen huschte über sein schweißnasses Gesicht. Er dachte an die Torkano, die so mit ihren Kenntnissen der Krimi-Literatur geprotzt hatte.

Anscheinend hatte sie doch nicht genügend gelesen. Bill Conolly zog den Dietrich aus dem Schloß, löschte die Kerze und öffnete vorsichtig die Tür.

Sie quietschte nicht einmal in den Angeln.

Der Reporter steckte seinen Kopf durch den Spalt.

Er sah nichts. Vor ihm war alles finster. Also mußte mal wieder das Feuerzeug herhalten.

Das Gas huschte aus der Düse, fing Feuer.
Bill Conolly befand sich in einem Gang. Weiß getünchte Wände leuchteten ihm entgegen. Schwarze Kabel liefen wie Schlangen darüber. Bill sah aber auch – als er das Feuerzeug höher hielt – Glühbirnen an der Decke. Demnach mußte es hier irgendwo einen Lichtschalter geben.
Bill machte sich auf die Suche. Er wandte sich nach links und fand den Schalter am Ende des Ganges. Es war ein altertümlicher schwarzer Drehschalter, an dessen linker Ecke der Kunststoff schon abgesprungen war.
Aber er funktionierte.
Das Licht war zwar mehr als mäßig, doch für Bills Zwecke eignete es sich ausgezeichnet.
Der Reporter sah sich um.
Er befand sich hinter einer Bühne. Der Gang mündete in ein halbrundes Oval, das mit allerlei verstaubten Requisiten gefüllt war. Die Sachen standen in wirrem Durcheinander an der Wand. Eine Decke gab es nicht. Wenigstens keine, die Bill sehen konnte. Wenn er den Kopf hob, verloren sich seine Blicke in der Finsternis. Bill war nicht zum erstenmal in einem Theater und wußte, daß sich über ihm der Schnürboden befand, mit all seinen Seilen, Scheinwerfern und mechanischen Vorrichtungen, um die einzelnen Dekorationen auf die Bühne herunterfahren lassen zu können.
Als Bill ein paar Schritte vorging sah er eine schmale eiserne Wendeltreppe, die hoch zum Schnürboden führte.
Nur den Ausgang, den entdeckte er nicht. Das heißt, er sah zwar eine Tür, auf der NOTAUSGANG in dicken roten Lettern stand, aber die Tür war verschlossen und auch – soweit Bill erkennen konnte – mit einem Dietrich nicht zu öffnen.
Blieb nur noch die Möglichkeit, vorn aus dem Theater zu entwischen.
Bill ging auf den Vorhang zu. Er suchte nach dem Spalt, durch den er auf die Bühne schlüpfen konnte.
Staub kitzelte seine Nase, und er konnte einen Niesreiz nicht mehr unterdrücken.
Bill dachte, sein Kopf würde explodieren, als er sich endlich Luft verschaffte.
Staub kitzelte seine Nase und er fand auch den Durchschlupf zur Bühne.
Bill Conolly wühlte sich durch den Stoff.
Dunkelheit empfing ihn.
Bill fischte das Feuerzeug aus der Tasche und knipste es an. Im gleichen Augenblick hatte er das Gefühl, von einem Hammerschlag getroffen zu werden.
Direkt vor ihm stand eine menschengroße Puppe, und sie hatte das

Gesicht einer lebendigen Frau!
In ihren Augen perlten zwei blutrote Tränen…

***

John Sinclair ließ sich gedankenschnell fallen und rollte ein paarmal um die eigene Achse, bis er gegen eine Bücherwand stieß. Die Kugel war über ihn hinweggefaucht und im Türrahmen stecken geblieben.
Wieder feuerte die Frau. Handbreit über John Sinclairs Kopf hinweg fegte das Blei in einen Buchrücken und zerfetzte ihn.
Diana Torkano schoß höllisch genau.
John Sinclair schnellte zur Seite. Durch das zur Tür hereinfallende Licht lag er wie auf dem Präsentierteller. Er ärgerte sich schwarz, daß er seine Waffe nicht bei sich hatte. Aber auf der Party hatte er sie nicht gebraucht, und vorhin im Büro hatte er sie schlicht und einfach vergessen.
»Ich schieße dich in Stücke, Bulle!« kreischte die Torkano. »Die Hölle wird mir dankbar sein!«
Das glaubte ihr John aufs Wort. Die Mächte der Finsternis waren schon lange darauf aus, ihn umzulegen. Es jedoch mit einem normalen Killer zu versuchen, das ging gegen ihre Gesetze. Nein, John Sinclair sollte nach dem Ritual der Schwarzen Magie sterben. Schon mehr als einmal hatten die Dämonen dem Geisterjäger eine Falle gestellt, aber John war letzten Endes doch schlauer gewesen und ihnen wieder entwischt.
John Sinclair hatte sich in einen für ihn günstigen toten Winkel gepreßt. Dicht vor sich sah er einen kleinen Blumenhocker, und der brachte ihn auf eine Idee.
John angelte ihn sich mit der linken Hand, wechselte über in die rechte und schleuderte den Blumenhocker auf den Schreibtisch zu, hinter dem die Torkano noch immer hockte.
Der Hocker räumte die Platte leer.
Kugelschreiber, Notizblöcke und ein Telefon machten den Flug nach unten.
»Verdammter Hund!« Ein noch weiterer Fluch schallte John Sinclair entgegen, aber den nahm er gar nicht wahr, denn der Geisterjäger wechselte mit zwei raschen Sprüngen seine Stellung.
Er hockte jetzt hinter einem ledernen Sessel. Ein phantastischer Kugelfang. Der Sessel war ziemlich schwer und das Lederpolster dick. Diana Torkano verhielt sich ruhig. Die Fronten waren abgesteckt, die Gegner belauerten sich gegenseitig, und es kam nun darauf an, wer die besseren Nerven besaß.
John hörte, wie sich die Torkano hinter dem Schreibtisch bewegte. Dann vernahm er Schritte. Johns Muskeln spannten sich wie eine Stahlsaite. Wenn die Torkano ihn entdeckte, mußte er schnell sein wie

der Blitz.

Das Halbdämmer im Zimmer schmerzte den Augen. John wagte kaum zu atmen, erst recht nicht, als die Schritte näherkamen.

Er hörte die Frau atmen.

Sie mußte direkt neben dem Sessel stehen. Das Licht fiel für sie so günstig, daß nicht einmal der Schatten sie verraten konnte. Zwei, drei Sekunden vergingen.

Da schnellte John hoch.

Er war unheimlich schnell, sah einen Herzschlag lang das überraschte Gesicht der Frau, und im gleichen Moment riß sie den Arm hoch, um abzudrücken.

John hatte selten einen Menschen erlebt, der so schnell reagieren konnte.

Er sah dicht vor seinem Gesicht eine Feuerblume aufplatzen, und es war ihm gelungen, mit seiner Hand den Schußarm der Frau zu streifen, der dadurch etwas aus der Richtung gedreht worden war.

Heiß fauchte die Kugel an John Sinclairs linker Schläfe vorbei. Er spürte noch den Luftzug und ließ sich in einer instinktiven Bewegung fallen. Dabei riß er den Sessel mit einer Hand mit.

Wieder feuerte die Torkano, doch die lederne Rückenlehne fing das Geschoß auf.

Einen nächsten Schuß gab die Frau nicht mehr ab. So schnell sie konnte, rannte sie zur Tür und schloß von außen ab.

John quälte sich unter dem Sessel hervor. Er machte nicht den Fehler und hetzte zur Tür, sondern lief zum Fenster. Für die Frau wäre es ein Leichtes gewesen, durch das Holz der Tür zu feuern und John damit die tödliche Kugel zu verpassen.

Der Geisterjäger war auf sich selbst am meisten wütend. Zweimal hatte die Frau ihn reingelegt, aber ein drittes Mal wurde das nicht mehr passieren, das schwor er sich.

John Sinclair riß die beiden Fensterflügel auf und flankte nach draußen.

Er war auf der Rückseite des Hauses gelandet und hatte kaum den Boden berührt, als er den Motor des Mercedes aufbrummen hörte. John begann zu rennen. Zwei Gartenstühle, die ihm im Weg standen, fegte er kurzerhand zur Seite. Dann mußte er einen gewaltigen Satz über das schmale Ende eines nierenförmigen Pools machen und landete prompt in einem Gebüsch.

Bevor John wieder in voller Fahrt war und die Vorderseite des Hauses erreicht hatte, fuhr die Frau bereits auf das Tor des Grundstücks zu. John blieb stehen und biß sich vor Wut die Unterlippe blutig. Er hatte sich nicht einmal die Nummer des Wagens gemerkt. Trotzdem lief der Geisterjäger zurück in das Haus und telefonierte mit der Fahndungsabteilung im Yard.

Er gab die Suchmeldung nach dem Mercedes durch und erwähnte auch, daß eine schwarzhaarige Frau am Steuer saß, die bewaffnet war. Mehr konnte er im Moment nicht tun.

John lief wieder hinüber zum Bungalow der Conollys. Sheila hatte schon auf ihn gewartet.

»Was ist passiert, John? Ich habe einen Wagen abfahren gehört.« Der Geisterjäger lachte bitter. »Willst du mal einen Idioten sehen, Sheila? Dann guck mich an. Die Torkano ist mir entwischt, nachdem sie eiskalt ihre Verbrechen zugegeben hat. Das ist mir noch nie passiert. Langsam habe ich das Gefühl, ich werde alt.« Johns Narbe auf der rechten Wange glühte dunkelrot. Sie war ein Souvenir von seinem bisher stärksten Gegner: Doktor Tod.

»Und was ist mit Bill?« fragte Sheila ängstlich.

John hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Die Torkano hat mir zwar erzählt, sie hätte Bill bewußtlos geschlagen und in den Keller geschafft, aber daran glaube ich nicht. Die hat mir soviel Märchen unter die Weste geschoben, daß ich ihr so etwas einfach nicht abnehme.«

»Hast du denn nachgesehen?« Sheila ließ nicht locker. Die Sorge um ihren Mann brachte sie fast um den Verstand.

»Nein.«

»Dann werde ich es machen. Bitte, John, laß mich«, sagte sie, als sie bemerkte, daß John zu einer Erwiderung ansetzen wollte. »Warte, ich komme nach.«

John rief noch einmal beim Yard an, doch die Fahndung hatte bisher nichts eingebracht.

Er und Sheila durchsuchten den Keller der Torkanos, doch von Bill fanden sie keine Spur.

Sheila begann zu weinen. »Keine Angst«, sagte John, »Bill lebt.«

»Du willst mich doch nur trösten.«

»Das auch, aber wenn Diana Torkano Bill getötet hätte, hätte sie mir das mit großem Vergnügen unter die Nase gerieben. Dafür kenne ich sie zu gut.«

Sheila und John hatten sich mittlerweile wieder in dem Conollyschen Bungalow eingefunden. Sheila putzte sich mit einem weißen Taschentuch die Nase.

»Aber – aber wo kann er denn sonst noch sein, John?« fragte sie verzweifelt.

»Ich weiß es nicht.«

»Hast du wenigstens einen Verdacht?«

John ließ sich in einen Sessel fallen und blickte nachdenklich aus dem Fenster.

Im Osten begann bereits die Sonne aufzugehen. Die ersten goldenen Strahlen verzauberten das Grau der Dämmerung. Vögel zwitscherten

in den Bäumen. Ihr fröhlicher Gesang kündete einen neuen Tag an. John Sinclair wischte sich über die Augen. Sheila hatte sich auf die Couch gesetzt und ihr Gesicht in den Händen vergraben. Sie schreckte hoch, als sie Johns Stimme hörte.

»Diana Torkano muß noch ein Ausweichquartier haben«, sagte John mehr zu sich selbst. »Aber wo, das ist die Frage.«

»Vielleicht kann dir Rick Torkano helfen. Er ist schließlich lange genug mit ihr verheiratet.«

John sprang auf und lief zur Tür. Im Hinausgehen rief er: »Ich fahre noch einmal zu Rick Torkano. Er muß sich einfach erinnern, und wenn ich ihm die Würmer einzeln aus der Nase ziehe.«

***

Diana Torkanos Fuß nagelte das Gaspedal fest. Der Mercedes wurde zu einer kleinen Rakete.

Rücksichtslos jagte sie den Wagen über die Queenstown Road nach Norden, in Richtung Chelsea. Dieser verfluchte Oberinspektor hatte ihr Spiel durchschaut, und sie hatte es nicht geschafft, ihn auszuschalten.

Jetzt mußte sie sich erst einmal verstecken. Und da war das kleine Theater genau der richtige Ort.

Niemand wußte davon, nicht einmal Rick.

Oder…?

Diana Torkano war sich plötzlich nicht mehr sicher. Irgendwann hatte sie es doch einmal erwähnt. Es war schon einige Zeit her, sie hatte auch keine genauen Angaben gemacht, welches Theater es war, aber Rick wußte doch so ungefähr Bescheid.

Diana Torkano konnte logisch denken.

Das hieß in ihrem Fall, Rick Torkano mußte aus dem Weg geräumt werden, ehe Sinclair auf die Idee kam, ihn zu verhören und dadurch auf ihr Versteck aufmerksam wurde.

Dianas Plan stand fest. Sie würde Rick in das Theater locken, um ihn dort umzubringen. Er konnte zusammen mit diesem verdammten Reporter sterben.

Diana Torkano fuhr jetzt langsamer. Sie hielt Ausschau nach einer Telefonzelle. Zum Glück hatte Rick gesagt, wo er in der nächsten Zeit wohnen wollte.

Sie hatte schon die südlichen Außenbezirke von Chelsea erreicht, als sie an einer Straßenkreuzung eine Zelle sah.

Diana stoppte und stieg aus.

Sie kam sich in ihrem Morgenmantel ziemlich deplaziert vor, doch zum Glück befand sich niemand in der Nähe, der auf sie hätte aufmerksam werden können.

Die Nummer des Hotels fand Diana im Telefonbuch. Dann begann sie

zu wählen…

***

Die Flamme verlöschte. Bills Hände zitterten so sehr, daß das Feuerzeug zu Boden fiel.

Der grauenhafte Anblick hatte Bill bis in die letzte Faser seines Nervenkostüms geschockt.

Er hatte – bevor das Feuerzeug verlöscht und zu Boden gefallen war – wesentlich mehr als zwei Puppen gezählt, aber nicht alle lebten, doch dicht vor ihm leuchteten die beiden Augen wie zwei blutige Monde. Der Reporter spürte einen Luftzug. Instinktiv zog er den Kopf ein und drehte sich zur Seite, so daß der Schlag nur seine linke Schulter streifte.

Die Wirkung war trotzdem enorm. Bill flog nach hinten, gegen den Vorhang. Er ruderte mit beiden Armen, bekam eine dicke Stoffalte zu fassen und konnte sich so auf den Beinen halten.

Aber schon sah der Reporter die beiden blutroten Augen wieder dicht vor sich. Die Puppe schien im Dunkeln genauso gut sehen zu können, wie ein normaler Mensch bei Tageslicht.

Panik erfaßte Bill Conolly. Er sprang zur Seite, prallte gegen eine andere, noch steife Puppe und warf sie um.

Es dröhnte, als die Puppe auf die Bretter der Bühne fiel.

Bill hatte sich mit den Händen auf dem Boden abstützten können, schnellte wieder hoch und wollte versuchen, auf dem gleichen Weg zu entwischen, auf dem er auch gekommen war.

Da sah er das zweite Augenpaar.

Blutigrot stach es ihm entgegen, und eine eisige Hand schien sein Herz zu umklammern.

Seine Chancen sanken. Er stand jetzt zwei lebenden Puppen gegenüber. War Hauptperson auf der Bühne des Schreckens in einem Drama auf Leben und Tod.

Bill Conolly ging in die Hocke. Seine Hände tasteten suchend umher, während er weiterhin die Monsterpuppen im Auge behielt. Dann fanden seine Finger die zu Boden gefallene Puppe. Bill hatte sie an der Hüfte zu packen bekommen, seine Arme umklammerten die relativ schmale Taille, und es gelang ihm die Puppe hochzustemmen.

Sie war gar nicht mal so schwer, wie er angenommen hatte. Bill fühlte sich wie ein Gewichtheber. Sein Blick suchte die blutigen Augen. Er sah sie und erkannte, daß die beiden Puppen dabei waren, ihn einzukreisen.

In der Dunkelheit war die Entfernung schlecht abzuschätzen. Bill nahm die linke der beiden Mörderpuppen aufs Korn.

Er bog die Arme zurück so weit es ging und warf die steife kalte Puppe der lebenden entgegen.

Die beiden krachten zusammen, wurden von der Wucht des Aufpralls zu Boden geschmettert.
Sekundenlang hatte Bill freie Bahn.
Er hechtete mit fiebernden Nerven auf den Vorhang zu, verfing sich im Stoff, wühlte weiter und sah plötzlich Licht schimmern. Er hatte den Spalt gefunden.
Bill schlüpfte hindurch, gerade in dem Augenblick, als die zweite Mörderpuppe zupacken wollte.
Die kalte steinharte Pranke rutschte über Bills Rücken.
Der Reporter warf sich vor, stolperte in das Oval hinter der Bühne, konnte den Halt nicht mehr finden und fiel in die staubigen Requisiten. Zwei Stühle krachten unter ihm zusammen. Eine Dekorationswand kam bedrohlich ins Wanken und neigte sich Bill Conolly entgegen.
Obwohl sie nur aus Pappe war, hatte Bill keine Lust, unter ihr begraben zu werden.
Er riß die linke Hand hoch und stützte die Wand ab, kippte sie dann wieder zurück, und er schaffte es endlich, sich aus den Requisiten zu wühlen. Aber durch diese Aktion war zuviel Zeit verloren gegangen. Die Puppen hatten sie eiskalt genutzt.
Als Bill herumwirbelte, standen sie nur noch vier Schritte vor ihm Und nun sah der Reporter deutlich ihre Gesichter.
Es waren Frauengesichter. Jedes Detail war haargenau nachmodelliert. Sie boten mit den blutigen Augen einen grauenhaften, schaurigen Anblick. Auf ihren Gesichtern lag ein Ausdruck unsagbarer Pein und Qual, als wurden sie selbst dieses untote Leben, zu dem sie gezwungen worden waren, verfluchen.
Und doch konnten sie nur Befehle ausführen.
Vernichten, morden – töten.
Bill Conolly lief ein Schauer nach dem anderen über den Rücken. Glasklar wurde ihm bewußt, daß es in der letzten Nacht nicht nur eine Tote gegeben hatte. Diana Torkano hatte es tatsächlich geschafft, ein zweites Opfer zu finden.
Aber kampflos würde Bill sich nicht umbringen lassen. Er bückte sich blitzschnell und hob ein abgebrochenes Stuhlbein auf.
Mit einem Wutschrei auf den Lippen sprang der Reporter vor. Er drosch der mordenden Puppe das Holzstück quer durchs Gesicht. Der Erfolg war gleich Null.
Es gab ein dumpfes, aber doch hohl klingendes Geräusch. Durch den Rückprall wäre Bill seine Schlagwaffe bald aus der Hand geprellt worden, doch er konnte sich fangen und schmetterte noch in der gleichen Sekunde der zweiten Puppe das Holz gegen den Schädel. Wieder keine Reaktion. Die Puppe wankte nicht einmal, ging aber zum Gegenangriff über.

Bill konnte rasch unter den zugreifenden Armen hinwegtauchen, packte statt dessen die Puppe um die Hüfte und versuchte sie umzuwerfen.

Ein Tritt mit dem Knie traf Bill Conolly in der Körpermitte. Der Reporter hatte das Gefühl, als würde man ihm den Magen hoch in die Kehle schieben. Dazu kam der rasende Schmerz. Bill ließ die Puppe los, taumelte ein paar Schritte zurück, krümmte sich und preßte beide Hände gegen die getroffene Stelle.

Den Holzknüppel hatte er längst fallen gelassen. Er nutzte ihm jetzt auch nichts mehr, denn die verdammten Mörderpuppen waren drauf und dran, ihm den Rest zu geben.

Nur Bills sprichwörtlicher Überlebenswille hielt ihn noch auf den Beinen…

Der Reporter torkelte auf die Treppe zu, bekam das Geländer zu fassen und zog sich auf die erste Stufe.

Bleischwer waren seine Beine, als er die Wendeltreppe hinaufstolperte. Sein Atem ging keuchend und stoßweise, ihm war zum Erbrechen übel, doch zum Glück hatte der Schmerz schon nachgelassen.

Bill erreichte die erste Kehre.

Die Monsterpuppen hatten sich an die Verfolgung gemacht, und sie waren trotz ihrer ungelenken Art zu gehen, schneller als Bill Conolly in seiner jetzigen Verfassung.

Er sah ein, daß es ein Fehler gewesen war, die Treppe hochzulaufen, aber noch konnte er daraus einen Vorteil für sich buchen. Es durfte den Monsterpuppen auf keinen Fall gelingen, ihn oben auf dem Schnürboden festzusetzen.

Bill Conolly nahm alle Kraft zusammen und flankte über das Geländer. Hart prallte er auf den Boden, konnte sich aber rasch wieder fangen, und ehe die Monsterpuppen begriffen hatten, lief Bill bereits wieder auf den Vorhang zu. Er wollte versuchen, durch den Zuschauerraum zu laufen und so an den normalen Eingang zu gelangen.

Bill traf die Finsternis wie ein Schock. Dreimal kollidierte er mit den toten herumstehenden Puppen, und dann mußte ihm mal wieder sein Feuerzeug helfen.

Bill befand sich schon dicht an der Rampe, als die kleine Flamme aufzündete.

Er sah eine Treppe, die nach unten in den Zuschauerraum führte. Er lief zur linken Seite der Bühne und sprang die fünf Holzstufen hinunter.

Die Flamme war verlöscht, aber Bill hatte noch erkennen können, daß sich an der linken Seite der Zuschauerreihe ein schmaler Gang befand. Er stieg etwas an. Bill durchmaß ihn mit schnellen Schritten

und blieb dann wieder stehen, um den weiteren Weg auszuleuchten. Der Zuschauerraum war nicht sehr groß. Bill stand schon dicht vor der Holztür, die ins Foyer führte.

Er wollte gerade nach der Klinke fassen, als die Tür aufgerissen wurde.

Licht flutete in den Zuschauerraum.

Bill Conolly war für einen Moment geblendet.

Als sich seine Augen an die neuen Lichtverhältnisse gewöhnt hatten, hatte er das Gefühl, jemand hätte ihn mit einem Hammer vor den Kopf geschlagen.

Vor ihm stand Diana Torkano und hielt eine Pistole in der Hand, deren Mündung auf Bill Conollys Herz zeigte…

***

Rick Torkano verzog das Gesicht.

Schrill und peinigend drang das Klingeln des Telefons an seine Ohren, bohrte sich wie ein Messer in sein noch schlaftrunkenes Bewußtsein. Wütend wälzte sich Torkano auf die andere Seite und zog sich das Kopfkissen über den Schädel.

Das Klingeln hörte nicht auf. Zwar hörte er es jetzt nur noch gedämpft, aber da er schon halb wach war, empfand er den Kasten als moderne Nervensäge.

Wütend schleuderte er das Kissen zur Seite und setzte sich. Dabei verzog er das Gesicht. Er hatte das Gefühl, als könne er seinen Kopf mit einem Luftballon vergleichen. Hinter seiner Stirn nahm der Druck immer weiter zu.

Torkano faßte nach dem Hörer. Hoffentlich ist es nicht wieder dieser Sinclair, dachte er.

»Ja«, krächzte er.

»Rick, bist du's?«

Schlagartig war Rick Torkano hellwach. Er kannte die Person, die bei ihm angerufen hatte. Es war Diana, seine Frau.

Rick atmete tief ein. »Was willst du?«

»Dich treffen.«

Torkano lachte. »Bei dir ist wohl einiges im Oberstübchen locker. Nein, meine Liebe, ich will dich nur noch bei unserem Scheidungstermin sehen.«

»Sei doch vernünftig, Rick. Hör mir wenigstens zu. Es ist wichtig, daß ich dich sehe. Ich…«

»Verdammt noch mal, ich will aber nicht!« schrie Rick Torkano. »Du hast schon genug Unheil angerichtet.«

»Wie meinst du denn das?«

»Ich meine – äh – ich…«

»Na, siehst du, mein Freund. Es beruht da wohl einiges auf

Mißverständnissen. Wir sollten uns aussprechen, Rick, denn da wäre noch eine Kleinigkeit.«

»Und?«

»Denk mal an das Vermögen. Wer hat es denn mit in die Ehe gebracht? Ich doch – oder. Solltest du jetzt Schwierigkeiten machen, wirst du hinterher keinen Cent sehen.«

»Du Aas«, knurrte Rick Torkano heiser. Er angelte nach seinem Zigarettenpäckchen und den Streichhölzern. Hastig zündete er sich ein Stäbchen an.

»Hast du es dir überlegt, Rick?«

»Okay, Diana.«

»Gut, dann hör zu. Wir treffen uns – sagen wir – in einer Stunde im Battersea-Theater.«

»Wo ist denn das?«

»Ich erkläre dir das. Paß gut auf, es ist gar nicht leicht zu finden.« Diana Torkano redete über eine Minute lang mit ihrem Mann wie ein Lehrer mit seinem dümmsten Schüler.

Dann meinte Torkano: »Okay, ich hab's begriffen. Nur verstehe ich nicht, weshalb wir uns dort treffen sollen. Du kannst auch ins Hotel kommen.«

»Nein, das geht nicht.«

»Und warum nicht?«

»Erzähle ich dir später.«

»Battersea-Theater«, murmelte Rick Torkano, »ist das der Schuppen, den du dir mal vor Jahren gekauft hast?«

Er wartete vergeblich auf eine Antwort, Diana Torkano hatte schon aufgelegt.

Rick Torkano drückte die Zigarette aus, dann wischte er sich über die Stirn.

Er hatte sich geschworen, seine Frau nie mehr wiederzusehen, aber das Wort Geld hatte seinen Entschluß doch ins Wanken gebracht. Sicher, er hatte noch ein paar Pfund auf der Bank, aber die reichten bei seinem Lebensstil höchstens für ein halbes Jahr. Nein, er mußte versuchen, seiner Frau noch ein paar Scheine locker zu machen. Wenn nur nicht diese verdammten Kopfschmerzen gewesen wären, die das Denken zur Tortur machten.

Als Rick Torkano sich im Spiegel sah, konnte er sich selbst nicht leiden. Kurzentschlossen riß er sich den Verband ab, nahm ein Pflaster aus dem Erste-Hilfe-Schrank und klebte es sich auf die Wunde. Dann stieg er unter die Dusche, machte Alkoholverdunstungsstunde. Danach ging es ihm etwas besser.

Er zog sich frische Kleidung an, steckte die Zigaretten ein und fuhr mit dem Lift nach unten.

Sein Wagen parkte in der großen Hotelgarage. Es war bereits schon

Tag, und der Nachtportier hatte seinen Dienst beendet. Der Mann von der Tagschicht blickte Rick Torkano erstaunt an.

»So früh schon auf den Beinen, Sir?«

»Ja, ich muß mal dringend weg. Ich habe vorhin einen wichtigen Anruf bekommen.«

»Soll ich Ihnen ein Taxi bestellen, Sir?«

»Nein, nein, ich nehme meinen eigenen Wagen.«

Dazu kam es nicht mehr, denn ein blonder, hochgewachsener Mann wirbelte durch die Drehtür.

Oberinspektor John Sinclair.

Er und Rick Torkano guckten beide erstaunt, als sie sich sahen. »Das ist ja ein Klopfer«, sagte John Sinclair. »Erzählen Sie mir nur nicht, Sie wollten Spazierengehen.«

»Nein, aber spazierenfahren!«

»Und wohin, wenn ich mal neugierig sein darf?«

»Zu meiner Alten – äh – Frau meine ich. Sie hat angerufen. Sie will sich mit mir treffen.«

Johns Augen wurden groß. »Das ist doch nicht möglich.«

»Wieso nicht? Ist etwas nicht in Ordnung?«

Über John Sinclairs Gesicht glitt ein Lächeln. »Es ist alles in Ordnung, Mister Torkano. Nur erlauben Sie mir eine kleine Bitte.«

»Natürlich. Und welche?«

»Ich möchte mich gern als Fahrer anbieten.«

»Meinetwegen. Wenn es Ihnen Spaß macht. Kommen Sie, Oberinspektor, der Weg ist ziemlich weit.«

***

Es gibt Menschen, die im Sommer auf der Parkbank übernachten. Zu diesen Spezies gehörte auch Paul Brunner. Er war Deutscher und irgendwann mal in seinem ereignisreichen Leben in London hängengeblieben. Seit über zehn Jahren schlug er sich schon mehr schlecht als recht durchs Leben, kannte die meisten Zellen in der Stadt von innen und hatte sich trotzdem den Rest Freiheit bewahrt, der ihn zufrieden machte.

Nachdem Paul Brunner von den ersten Sonnenstrahlen wachgekitzelt worden war, stand er auf und machte drei Kniebeugen – seine Morgentoilette.

Danach ging es ihm besser. Blieb nur noch die Frage, wo er heute ein Frühstück hernahm. In der Regel bestand es aus einem besonders kräftigen Schluck aus der Flasche, aber seitdem Brunner Ärger mit dem Magen gehabt hatte, war er vorsichtig geworden.

Und da fiel ihm der Parkwächter ein. Der alte Joe hatte immer was für ihn übrig. Bestimmt saß er jetzt beim Frühstück und konnte die Portionen gar nicht schaffen.

Paul Brunner leckte sich die aufgesprungenen Lippen. Er beschleunigte seine Schritte, um so schnell wie möglich die Bude des Parkplatzwärters zu erreichen.

Brunner wunderte sich, daß die Tür offenstand. Vom Wind bewegt schwang sie hin und her. Auch wunderte es Brunner, daß im Innern des Hauses eine Lampe brannte. War der alte Joe vielleicht mal kurz vor die Tür gegangen?

»He, Joe«, rief Paul Brunner.

Keine Antwort.

So vorsichtig wie möglich näherte er sich dem Haus, hielt die Tür fest und peilte in das Innere des kleinen Hauses.

Zuerst konnte er nichts erkennen, aber als er den Kopf etwas nach links drehte, hatte er das Gefühl, sein Herzschlag würde aussetzen. Inmitten einer riesigen Blutlache lag eine Frau.

Sie war tot. Ihr Mörder hatte schrecklich gewütet. Es war ein Anblick, bei dem sich Paul Brunner der Magen umdrehte. Würgend rannte er davon. Den alten Joe, der ebenfalls auf dem Boden lag, hatte er gar nicht gesehen. Vor seinem Auge stand immer wieder das Bild der toten Frau.

Paul Brunner rannte, was seine Beine hergaben. Und als er dem ersten Polizisten begegnete, fiel er ihm fast um den Hals.

»Officer«, keuchte Paul Brunner. »Kommen Sie. Ich – ich habe eine Leiche gefunden…«

***

»Mister Conolly, das ist aber eine Überraschung«, sagte Diana Torkano mit spöttischer Stimme. »Sie wollten doch nicht etwa verschwinden?«

Bill hatte seinen Schock einigermaßen verdaut. Er hob die Schultern. »Stellen sie sich vor, mir ist es in dem engen Kabuff zu langweilig geworden.«

Diana Torkano nickte verständnisvoll. »Das kann ich mir gut vorstellen.« Sie lächelte, doch in ihren Augen lag ein gefährliches Glitzern. »Ich hätte Sie an sich sofort umbringen sollen. Aber was nicht ist, kann noch werden. Haben denn meine beiden Freunde Sie so ohne weiteres gehen lassen?«

Bill verzog das Gesicht. »Ihre Leibwächter haben noch nicht die richtige Kondition, Mrs. Torkano.«

»Die ich dafür um so mehr besitze.«

Bill wunderte sich über den Aufzug der Frau. Ein langer Morgenmantel, darunter ein Negligè – nicht gerade die Kleidung, in der man einen Ausflug macht. Aber wahrscheinlich steckte die Frau in Schwierigkeiten, war doch nicht alles so gelaufen, wie sie sich das vorgestellt hatte. Bill war sicher, daß sein Freund John daran nicht

ganz unschuldig gewesen war. Doch das nutzte ihm im Moment auch nichts.

»Drehen Sie sich um!« befahl die Torkano.

Bill gehorchte.

Er spürte ein unangenehmes Kribbeln in seinem Rücken. Er traute der Frau zu, daß sie ohne lange zu zögern schießen würde. Diana Torkano ließ Bill ein paar Schritte vorgehen, bis sie einen in der Wand eingelassenen Lichtschalter erreicht hatte. Sie kippte den Schalter nach unten, und im Zuschauerraum des Theaters wurde es hell.

Bill sah, daß die Sitzreihen mit rotem Stoff gepolstert waren. Fingerhoch lag der Staub. Es roch muffig.

Die Bühne war halbrund angelegt. Sie besaß zwei Vorhänge. Der erste war zurückgezogen, der zweite aber füllte wie ein blutrotes Tuch die Breite der Bühne.

Und auf ihr standen die Puppen.

Es waren noch acht. Zwei lagen auf dem Boden. Bill hatte sie bei seiner Auseinandersetzung umgeworfen.

Die beiden Monsterpuppen, die sich am Rand der Bühne aufhielten, hatten ihre Herrin entdeckt. Sie setzten sich in Bewegung, gingen auf die Treppe zu. »Bleibt, wo ihr seid!« rief die Torkano.

Die Puppen gehorchten.

»Und Sie gehen weiter«, wandte sich die Torkano an Bill Conolly. »Aber schön langsam, und versuchen Sie nur keine Tricks. Ich würde sofort schießen.«

Das glaubte Bill der Frau aufs Wort.

Die Torkano dirigierte ihn auf die Bühne. Augenblicklich wurde er von den beiden Monsterpuppen flankiert. Eine Flucht war so gut wie unmöglich.

Die beiden Puppen erinnerten Bill an gut programmierte Roboter. Sie bogen den Spalt des Vorhangs auseinander, damit Bill hinter die Bühne schlüpfen konnte.

Diana Torkano war ihm immer dicht auf den Fersen, hielt aber trotzdem noch soviel Abstand, daß Bill Conolly sie nicht mit einer Gegenwehraktion überraschen konnte.

Dann mußte er stehenbleiben.

»Und wie geht es jetzt weiter?« fragte der Reporter.

Hinter seinem Rücken kicherte die Torkano hämisch. »Sie werden fliegen, Mister Conolly.«

»Wie hübsch«, meinte Bill sarkastisch.

»Und Ihre beiden Monster werden mich begleiten?«

»Nein, nur Sie allein.«

Dann wandte sich die Torkano an die Puppen. »Los, schafft ihn weg!« zischte sie. »Die Treppe hoch, auf den Schnürboden!«

Die Puppen mit den blutigen Augen faßten zu. Bill wollte sich noch

wehren, doch die Hände legten sich wie Schraubstöcke um seine Oberarme.

Rücksichtslos schleiften die beiden Puppen den Reporter die eiserne Wendeltreppe hoch. Mehr als einmal stieß sich Bill die Schienbeine, und als er einen Blick zurückwarf, sah er, daß die Torkano ihm folgte. Je höher sie kamen, um so schlechter wurde die Beleuchtung. Die Treppe mündete auf einer Brücke. Nieten hielten die breiten Eisenplatten zusammen. Bill sah zur Decke hoch und konnte die Rollen von zwei Flaschenzügen erkennen, von denen dicke Seile herunterhingen. Sie baumelten seitlich von ihm und waren dafür vorgesehen, um Dekorationen zu transportieren. An den Seilen waren Metallhaken befestigt, sie erinnerten Bill an Fleischerhaken in einer Metzgerei.

Es gab kein Gitter. Ein falscher Schritt, und man trat ins Leere. Jetzt wurde Bill auch klar, was die Torkano mit dem Wort fliegen gemeint hatte. Bill sollte von hier oben aus auf die Bühne springen. Was dann von ihm übrig blieb, war nicht mehr viel.

Bill Conollys Magen zog sich zusammen.

Noch immer wurde der Reporter von den beiden Monsterpuppen gehalten, sie würden ihn wahrscheinlich auf einen Befehl hin in die Tiefe stürzen.

Es gab auch noch zwei Standscheinwerfer, deren Gehäuse sich bewegen ließ. Sie standen neben einem Sicherungskasten, der an der Wand befestigt war.

Diana Torkano lachte. »Wie fühlen Sie sich, Mister Conolly?«

»Nicht besonders.«

»Kann ich mir denken. Aber noch haben sie eine winzige Galgenfrist. Sie sollen nämlich nicht allein sterben. Wie es sich für gute Nachbarn gehört, wird mein lieber Mann die Reise ins Jenseits mit Ihnen antreten. Das ist doch was, oder?«

Bill gab keine Antwort.

»Ich lasse sie jetzt mit meinen Freunden allein«, sagte die Torkano, »weil ich den lieben Rick selbst in Empfang nehmen will. Sollten Sie auch nur eine falsche Bewegung machen, Mister Conolly, werden die Puppen Sie zerreißen!«

Diana Torkano rückte einen der beiden Scheinwerfer zurecht und kippte das Gehäuse so, daß der breite Strahl auf die Bühne fiel und dort einen kreisrunden Ausschnitt auf das Holz malte. »Das wird Ihre Aufschlagfläche sein, Mister Conolly«, sagte die Torkano, machte auf dem Absatz kehrt und ging die Wendeltreppe herunter. Bill hörte ihre Schritte noch lange nachhallen, seine Position war aber so ungünstig, daß er keinen Blick in den Zuschauerraum werfen konnte.

Die beiden Monsterpuppen hielten ihn noch immer umklammert. Es war ein eisenharter Druck, den Bill Conolly an beiden Armen spürte.

Wie eine mörderische Zange. Der Reporter konnte nicht einmal seine Muskeln anspannen.

Er sah die Torkano auf der Bühne auftauchen. Einen Herzschlag lang stand sie im Zentrum des Lichtkegels. Noch immer hielt sie ihre Pistole in der Hand.

Dann war sie aus Bills Blickfeld verschwunden.

Plötzlich verlöschte das Licht im Zuschauerraum. Nur noch unten – hinter der Bühne – brannte die Notbeleuchtung. Der Schein drang aber kaum bis zur Galerie hoch.

Bill Conolly fühlte, wie sein gesamter Körper steif wurde. Die Kälte, die von den lebensgroßen Puppen ausging, strömte auch auf ihn über.

Wenn es so weiterging, hatte er in wenigen Minuten seine Bewegungsfähigkeit verloren.

Bill Conolly hatte Angst, auch zu einer Puppe zu werden…

***

Nie hätte John Sinclair gedacht, daß es in solch einer Straße ein Theater gab. Er hatte wohl schon einige Kellertheater kennengelernt, aber die lagen doch mehr im Zentrum von London.

Die Riesenstadt erwachte erst langsam zum Leben. Auf den Straßen herrschte noch nicht viel Betrieb. John war bei seiner Wohnung vorbeigefahren und hatte sich die Beretta eingesteckt. Es war eine Waffe, die er sowohl mit normalen Bleimantelgeschossen, als auch mit geweihten Silberkugeln laden konnte.

»Wollen Sie mit in das Theater gehen?« fragte Rick Torkano, als John in die schmale Straße einbog.

»Nein. Ich will Ihre Frau überraschen. Erzählen Sie um Himmels willen nichts von meiner Anwesenheit.«

»Sie wird sehen, daß ich nicht mit meinem Wagen gekommen bin.«

»Ihnen muß eben eine gute Ausrede einfallen.«

Torkano lachte. »Sie haben Humor.«

John lenkte den Bentley an den Straßenrand. Das Theater lag etwa fünfzig Yards weiter auf der anderen Seite.

»Viel Glück«, sagte der Oberinspektor, als Rick Torkano ausstieg. Torkano nickte. Er sah blaß aus. John hatte ihm unterwegs die Augen über seine Gattin geöffnet. Torkano hatte alles kaum glauben können, und er wollte schon einen Rückzieher machen, doch John hatte ihn beschworen, am Ball zu bleiben.

Der Geisterjäger blieb im Wagen sitzen und sah Rick Torkano über die Straße gehen. Er wollte erst folgen, wenn der Mann im Theater verschwunden war.

John klopfte sich eine Zigarette aus der Packung und hatte sie gerade angezündet, als das Funktelefon summte.

»Sinclair«, meldete sich John.

Inspektor Snider war am Apparat. In knappen Sätzen berichtete er von dem neuen Leichenfund. »Die Frau heißt Wilma Bond«, sagte er, »und sie arbeitete als Serviererin in einer Bahnhofsgaststätte in Chelsea. Ich weiß nicht, ob der Mord zu Ihrem Fall gehört, wollte sie aber auf jeden Fall informieren.«

»Danke, Inspektor«, sagte John. »Ich melde mich wieder.« Hundertprozentig war John sich natürlich auch nicht sicher. Er hatte Rick Torkano erst nach dem Namen fragen müssen. Er nahm aber stark an, daß diese Wilma Bond Diana Torkanos zweites Opfer in der Nacht gewesen ist.

Zu einem dritten sollte es nicht kommen, das schwor John sich. Er sah Rick Torkano vor der Eingangstür des Theaters stehen. Und dann wurde die Tür geöffnet. John konnte nicht erkennen, ob Diana Torkano die Frau gewesen war, auf jeden Fall verschwand Rick Torkano nach wenigen Augenblicken im Innern des Hauses. John stieg aus dem Bentley. Mit großen Schritten überquerte er die Straße und ging auf das Theater zu.

Wenig später stand er vor der Tür.

Sie war aus Holz und wurde von zwei Schaukästen eingerahmt, in denen vergilbte Bilder hingen. Sie zeigten Schauspieler in altgriechischen Kostümen.

John ließ seine Blicke an der Fassade hochgleiten. Was er sah, war nicht gerade berauschend. Der Putz war abgeblättert. Hinter den Scheiben der Fenster hingen keine Gardinen. Dafür nisteten aber Spinnweben in den Ecken.

»Hier wird schon lange nicht mehr gespielt«, sagte plötzlich eine Stimme hinter ihm.

John drehte sich um und sah in das faltige Gesicht einer alten Frau. Der Geisterjäger nickte lächelnd. »Ich weiß, Madam.«

»Die guten Zeiten sind eben vorbei«, meinte die Frau und ging weiter. John war froh darüber, daß er nicht mehr aufgehalten wurde, und drückte die Klinke der Tür nach unten.

Die Tür war offen. John erkannte auch, daß sie ziemlich neu und wohl erst nachträglich eingebaut worden war.

Der Geisterjäger schloß die Tür leise hinter sich. Sofort fiel ihm die abgestandene Luft auf, die nach Staub roch. An den Wänden brannten ein paar Lampen, die das Foyer notdürftig erhellten. John sah die kleine Garderobe mit der Holztheke davor. Die Teppiche waren dünn, an vielen Stellen schon durchgetreten. An den Wänden hingen Reproduktionen bekannter Graphiker, und dazwischen immer wieder vergilbte Aufnahmen aus einer längst vergangenen Spielzeit. Neben der Garderobe führte ein Gang in den Zuschauerraum.

John schlich auf Zehenspitzen weiter, und als er dicht vor der Tür stand, hörte er die Stimmen.

»Tja, Rick, da hast du wohl Pech gehabt«, sagte Diana Torkano. »Sag mal, bist du wahnsinnig? Was soll der Unsinn. Nimm die Pistole weg.«

»Nein, du tust jetzt genau, was ich dir sage, sonst schieße ich dir deinen dummen Verstand aus dem Schädel.«

»Und ich hatte gedacht, wir wollten uns friedlich einigen«, sagte der Mann. »Himmel, was bin ich für ein Idiot gewesen.«

»Das kann man wohl sagen. Du hattest deine Chance, Rick. Damals, als ich aus Ägypten zurückkam und dir den Abraxas zeigte, hättest du dich mit mir zusammentun können. Wir wären unschlagbar gewesen, Rick. Aber nein, du mußtest ja deinen Vergnügungen nachgehen, mußtest dir diese Flittchen anlachen, und da habe ich mir geschworen, all diese Weiber umzubringen, mit denen du mich betrogen hast. Ich habe dich verfolgt, Rick, wußte über jedes Verhältnis Bescheid, kannte die Namen deiner Gespielinnen und wartete ab, bis die Zeit für eine Rache reif war. Der Abraxas hatte es mir ermöglicht. In ihm stecken die Kräfte der Schwarzen Magie. Sein dämonisches Feuer hat mich erfaßt und die Puppen zum Leben erweckt. Sie werden auch dich umbringen, mein lieber Rick, genau wie diesen idiotischen Reporter.«

»Willst du mich erschießen?« fragte Rick Torkano.

»Nein, wir sind hier in einem Theater, vergiß das nicht. Wir werden ein Drama aufführen, das mit deinem und Conollys Tod endet. Der Reporter steht schon bereit, er wartet nur noch auf dich.«

»Hast du Sinclair völlig vergessen?«

»Habe ich nicht. Er wird als nächster sterben, denn dieser Hund ist der einzige, der mir gefährlich werden kann. Er hätte es beinahe geschafft, mich zu packen, aber letzten Endes war ich doch schlauer.«

»Irrtum, Madam«, sagte John Sinclair in diesem Augenblick und zog mit einem Ruck die Tür auf…

***

»Sinclair!« knirschte Diana Torkano mit einer Stimme, in der sich alle Gefühle widerspiegelten, die diese Frau beherrschten.

Wut, Enttäuschung und grenzenloser Haß.

Sie starrte John an wie einen Geist. Ihre Wangenmuskeln zuckten, doch die Pistole in ihrer Hand ruckte um keinen Millimeter zur Seite.

Nach wie vor zeigte die Mündung auf Rick Torkano.

Auch John hielt seine Beretta in der Faust. Sein rechter Zeigefinger berührte den Abzug, die Kugel würde Diana Torkano ins Herz fahren. Die Situation war hochexplosiv, sie stand auf des Messers Schneide. Wer hier zuerst die Nerven verlor, konnte ein Blutbad anrichten. Rick Torkano hatte die Hände erhoben. Das Licht aus dem Foyer warf einen rötlichen Schimmer auf sein angstverzerrtes, mit Schweißperlen überdecktes Gesicht.

John Sinclair stand im Türrechteck. Er konnte die Bühne sehen und die Umrisse der Puppen erkennen. Ein Scheinwerferstrahl knallte seinen Lichtspeer in die Mitte der Bühne und schuf auf dem Boden einen hellen Kreis.

»Es ist aus, Mrs. Torkano«, sagte John mit ruhiger Stimme. »Sie haben mich lange genug an der Nase herumgeführt. Lassen Sie die Waffe fallen.«

Die Torkano lachte kreischend. »Sie nehmen sich wohl etwas zuviel vor, Bulle. Noch bin ich am Drücker. Wenn Sie schießen, stirbt mein lieber Mann. Und nicht nur er, Mister Oberinspektor.« Jetzt kicherte die Torkano hämisch. »Es gibt da noch jemand, der sich in meiner Gewalt befindet. Raten Sie mal, Sinclair?«

»Sie meinen Bill Conolly?«

»Richtig, Sie Schlaukopf. Mein netter, aber leider zu neugieriger Nachbar. Sie sehen also, die Karten sind für Sie sehr schlecht gemischt, Bulle.«

John glaubte der Frau aufs Wort, daß sie nicht bluffte. Er sah, wie Rick Torkano nickte. »Stimmt, Sinclair, Diana lügt nicht«, sagte der Mann. »Die beiden Mörderpuppen haben Bill Conolly in ihrer Gewalt.«

Johns Augenbrauen schnellten hoch. Zwei Mörderpuppen, hatte der Mann gesagt!

»Dann geht Wilma Bond auch auf Ihr Konto, Mrs. Torkano?« fragte John.

»Ja, Bulle. Ich sehe, Sie waren bisher äußerst rührig. Sie sind tatsächlich eine Gefahr. So leid es mir tut, ich muß Sie ausschalten. Aber erst werden Sie den Tod Ihres Freundes miterleben.«

»Wenn Sie den Befehl dazu geben, schieße ich!« sagte John Sinclair drohend.

»Das käme aufs gleiche hinaus, lieber Oberinspektor. Conolly stirbt so oder so. Aber wenn Sie schießen, habe ich immer noch die Kraft, den guten Rick mit in die Hölle zu nehmen. Wäre Ihnen das recht? Würde diese Tat Ihr Gewissen nicht zu sehr belasten? Sie sind doch einer von den Unbestechlichen, die aufrecht ihren Weg gehen und die Unschuldigen beschützen.« Die Torkano lachte. »Ja, Sie gehören zu diesen Narren, die noch im Sterben an das Gute glauben. Aber ich habe das Böse kennengelernt – und es hat mir Macht gegeben. Der jahrtausendealte Abraxas, der die Geheimnisse der ägyptischen Totenpriester in sich birgt, hat mir dieses Gefühl der Sicherheit und des Unbesiegbarseins gegeben. Durch ihn werde ich die Menschen zu Schachfiguren machen, und Sie, Sinclair, werden nach Ihrem Tod zu einer meiner Puppen. Na, wie gefällt Ihnen das?«

»Wenig«, gab John zu. Er wollte die Frau am Reden halten. Vielleicht machte sie dann einen Fehler, wurde unaufmerksam, und er konnte sie dann überwältigen.

»Sie müssen den Abraxas aber erst beschwören«, sagte John, »und das kostet Zeit.«

»Nein, Bulle, das brauche ich nicht. Einmal habe ich ihn beschwören müssen, um die Kräfte der Schwarzen Magie freizumachen. Da wurde der Abraxas ein Stück von mir, er ging mit mir eine Symbiose ein. Er leitet meine Gedanken. Wenn ich der Puppe einen Befehl gebe, wird ihr totes leeres Hirn mit den Befehlen des Abraxas aufgeladen. Sie denkt nur noch in eine Richtung.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte John.

»Wieso?«

»Nun, die Puppe bewegt sich doch. Sie nimmt das Gesicht der Toten an und nicht das des Abraxas.«

»Ja, Bulle, es ist ziemlich schwierig, das zu begreifen. Aber wenn ein Opfer stirbt, so wird ihre Seele herausgelöst aus dem Körper. Sie ist jedoch nicht erlöst, sondern irrt in den Regionen des Grauens umher. Sie erleidet unsagbare Qualen, die sich auf dem Gesicht der lebenden Puppen widerspiegeln. Sie weint blutige Tränen und hofft auf eine Rettung, die nie kommen wird. Der Abraxas, das Opfer und ich – wir bilden ein magisches Dreieck, das nur dann zerstört werden kann, wenn einer von uns stirbt. Das ist die Erklärung!«

»Wenn der Abraxas also zerstört ist, werden auch Sie sterben?« fragte John.

»Das weiß ich nicht. Und es wird auch niemand dazu kommen, es auszuprobieren. Auch Sie nicht, John Sinclair. Der berühmte Geisterjäger ist am Ende seines Weges angelangt.«

John hatte während der letzten Minuten vergeblich auf einen Fehler der Frau gelauert. Sie war eiskalt bis ins Mark, hatte den Oberinspektor keinen Augenblick aus den Augen gelassen. Rick Torkano war dem Dialog mit angstgeweiteten Augen gefolgt. Er lehnte noch immer mit erhobenen Händen an der Wand. Sein Blick zuckte hin und her, und plötzlich hielt er es nicht mehr aus. »Tun Sie doch was, Sinclair!« schrie er. »Verdammt, schießen Sie! Ich…«

Da drückte John ab.

Der Schuß peitschte durch den Zuschauerraum. Die Kugel fauchte aus dem Lauf, traf die Waffe der Frau und prellte sie ihr aus der Hand. Zwei Herzschläge lang starrte die Torkano auf ihre leere Rechte. Dann fuhr sie mit einem Schrei herum und rannte den Gang hinunter auf die Bühne zu.

»Bringt ihn um!« kreischte sie mit sich überschlagender Stimme. »Werft ihn runter…!«

***

Bill Conolly stand noch immer auf der Todesbrücke. Er hatte Stimmen vernommen und auch die von John Sinclair erkannt, hatte

aber nicht verstehen können, was gesprochen wurde.

Eine fieberhafte Spannung hielt ihn gepackt. Wenn John es schaffte, die Frau zu überwältigen, war er noch längst nicht gerettet. Die Puppen würden keinen Moment zögern, ihn in die Tiefe zu stoßen. Noch immer fühlte er die Klammern der kalten marmornen Hände um seine Oberarme. Wann würde sie loslassen und ihn mit einem Ruck in die Tiefe stoßen? Bill war in Schweiß gebadet. Wenn er in die Tiefe sah, verschwamm die Bühne mit den Puppen vor seinen Augen. War das schon die Todesangst?

Bills Atem ging flach und schnell. Seine Haltung war verkrampft, er zitterte, machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er einen Alleingang unternommen hatte.

Da peitschte ein Schuß.

Wie elektrisiert zuckte Bill Conolly zusammen. Der Druck um seine Arme lockerte sich.

Und dann die Stimme der Torkano: »Bringt ihn um! Werft ihn runter!«

Die Puppen folgten dem Befehl. Bill stemmte sich gegen den Boden, fand jedoch keinen Halt und bekam dann einen mörderischen Rammstoß in den Rücken.

Der Reporter flog auf die Kante der Brücke zu. Einen Moment lang drehte sich alles vor seinen Augen. Er hatte das Gefühl, sein Herz wurde stehenbleiben.

Instinktiv duckte er seinen Körper zusammen, und dann sah er plötzlich wieder das Seil vor seinen Augen auftauchen.

Ein verzweifelter Schrei drang aus Bills Mund, als er sich an der Kante der Brücke noch einmal abstieß und seinem Körper einen Schwung nach links gab.

Rasend schnell flog das Seil auf ihn zu.

Bills Hände klammerten sich darum. Es rutschte ihm ein Stück durch die Handflächen, doch dann hatte er es fest im Griff.

Bill Conolly pendelte, wurde nach vorn geschleudert, er betete, daß der Flaschenzug ein Gegengewicht haben möge – und dann begann die rasende Fahrt nach unten.

Durch die Bewegung des Fluges schwang Bill Conolly über die Bühne. Bilder huschten an seinen Augen vorbei.

Er sah die Torkano, und er sah auch John Sinclair, dann stieß er mit den Füßen gegen eine der Puppen.

Krachend fiel sie um.

Bill ließ das Seil los und sprang auf die Bühne.

Der Boden dröhnte, als er aufprallte. Er hatte soviel Fahrt gehabt, daß er sich ein paarmal überschlug. Dicht vor dem Souffleurkasten blieb Bill liegen.

Er wollte aufstehen, doch ein stechender Schmerz im linken Knöchel

ließ ihn zusammenzucken und liegenbleiben.

Das war der Augenblick, in dem Diana Torkano auf die Bühne gestürzt kam.

»Ich bring’ euch noch alle um!« schrie sie. »Alle!«

***

John Sinclair war von seinem Meisterschuß selbst überrascht worden.

Er sah die Pistole der Torkano davonwirbeln und dann machte die Frau auf dem Absatz kehrt und rannte weg.

John hätte sie leicht mit einer Kugel stoppen können, aber er hatte noch nie jemand in den Rücken geschossen, nicht einmal einen Dämon. Nein, diese Frau würde John Sinclair nicht mehr entwischen. John steckte die Pistole weg, nahm die Verfolgung auf und blieb nach wenigen Schritten überrascht stehen.

Wie ein Torpedo kam sein Freund Bill Conolly vom Schnürboden des Theaters auf die Bühne gejagt. Er hing an einem Seil, pendelte zur linken Bühnenseite und stieß mit den Füßen eine der Puppen um. Dann ließ er los, überschlug sich ein paarmal und blieb liegen. Die Torkano war inzwischen weitergerannt.

»Ich bring euch alle um!« kreischte sie. »Alle!«

Sie stolperte die letzte Stufe der kleinen Treppe hoch und rannte auf den Spalt im Vorhang zu.

Bill Conolly wollte sie aufhalten. Er kroch ihr entgegen und hatte sie fast erreicht, als ihn ein gemeiner Fußtritt am Kopf traf.

Der Reporter schrie. Für einen Augenblick lang versank die Welt in einem blutroten Nebel. Als er wieder klar sehen konnte, stand John Sinclair neben ihm.

Der Oberinspektor beugte sich zu seinem Freund herunter. »Bleib liegen, Bill. Das andere erledige ich schon.«

Bills Gesicht verzog sich vor Schmerzen. Aus seiner Nase sickerte Blut. »Vorsicht, John!« stöhnte er. »Die beiden Puppen, sie waren auf dem Schnürboden und kommen bestimmt runter.«

»Keine Angst«, grinste John. »Diesmal mache ich es ihnen nicht so leicht.«

Mit einer glatten Bewegung zog er seine Beretta und lief auf den Spalt im Vorhang zu.

John warf zunächst nur einen Blick hinter die Bühne, wo noch immer die Notbeleuchtung brannte. Er sah zuerst Diana Torkano. Sie stand neben einer eisernen Wendeltreppe, deren Stufen unter schweren Tritten dröhnten.

Die Puppen kamen!

Die Frau hatte John noch nicht bemerkt. Ihre Aufmerksamkeit konzentrierte sich auf die Treppe.

Der Geisterjäger schlüpfte vollends durch den Spalt und lief mit schußbereiter Waffe auf die Torkano zu.

Da sah er die erste Puppe.

Sie hatte nur noch fünf Stufen vor sich. Blutrot glänzten die Augen, spiegelten die Qual des Opfers wider.

Die Puppe hatte das Gesicht von Fay Ranson, doch den Geist eines grausamen Dämons.

Wild warf die Torkano den Kopf herum, sah John, und ihr Gesicht verzog sich zu einer haßerfüllten Grimasse.

Ihr rechter Arm schnellte vor.

»Töte ihn!« gellte ihre Stimme.

Die Mörderpuppe fixierte John Sinclair. Sie hatte den Befehl vernommen und flankte plötzlich mit einem gewaltigen Satz über das eiserne Geländer.

Der Boden dröhnte, als sie drei Yards von John Sinclair aufprallte. Die Waffe des Geisterjägers brüllte auf.

Er hatte die Beretta mit geweihten Silberkugeln geladen. Das Geschoß durchschlug den Kopf der Mörderpuppe. Die Kräfte der Weißen Magie breiteten sich rasend schnell aus. Das ehemals hübsche Frauengesicht zerfloß zu einer furchterregenden Grimasse, löste sich dann auf, bis es nur noch eine glatte weiße Fläche war. Die blutigen Augen verschwanden, als hätten sie sich in Luft aufgelöst. Steif kippte die Puppe zu Boden.

Steif, kalt – und tot!

Fay Ranson hatte ihren Frieden wieder.

Ungläubig starrte Diana Torkano auf ihren Diener. Dann wirbelte sie herum.

»Du verdammter Hund!« brüllte sie und stürzte sich trotz der drohend auf sie gerichteten Waffe auf John Sinclair.

Sie war unheimlich schnell. Haß war ihre Triebfeder. Sie kämpfte wie eine Löwin.

John sah die Hände mit den spitzen Fingernägeln auf seinen Kopf zuschießen, bekam den linken Arm der Torkano zu fassen und drehte ihn herum.

Es war ein harter Griff, die Torkano mußte sich dem Boden entgegenbeugen, doch mit einer gewaltigen Kraftanstrengung, die ihr John nie zugetraut hätte, riß sie sich los, kreiselte noch auf der Stelle herum und ging den Geisterjäger wieder an.

Inzwischen war auch die zweite Puppe die Treppe heruntergekommen. John Sinclair konnte sich im Moment nicht darum kümmern. Diana Torkano nahm ihn zu sehr in Anspruch. John kämpfte gegen eine Frau, und es gab bei ihm noch immer eine Barriere, die ihn hinderte, voll zuzulangen.

Die Mörderpuppe stelzte auf die Kämpfenden zu.

Ihre Hände waren zum Schlag erhoben. Dieser seelenlose Mordroboter wollte vernichten.

Weit waren die Augen aufgerissen. Blutigrot rannen die Tränen an den kalten blanken Wangen herab.

John sah die Gefahr im letzten Moment.

»Weg!« schrie er und wollte Diana Torkano zur Seite reißen. Es war schon zu spät.

Die zum Schlag erhobene Hand der Puppe fiel bereits herab. Und – sie traf nicht John Sinclair, sondern Diana Torkano. Die schwere Hand wirkte, wie ein Fallbeil. Sie traf Diana Torkano mit ungeheurer Wucht.

John hörte ein häßliches Geräusch, und dann wurde die Frau zu Boden geschmettert.

Sie war sofort tot.

Sinclair feuerte. Drei Kugeln jagte er der Mordpuppe in den Schädel, die mit kreisenden Armen davon wankte und dann mit lautem Gepolter zwischen die Requisiten fiel.

Die Ruhe danach wirkte wie die Stille des Todes.

John kniete sich neben der toten Diana Torkano auf die Erde und wollte den Abraxas hervorholen.

Es gab ihn nicht mehr. Er war während die Torkano starb – zu Staub zerfallen. Nur noch die Kette baumelte am Hals.

John Sinclair hatte das magische Dreieck gesprengt!

Er steckte die Waffe weg und betrat wieder die Bühne. Der Schweinwerfer brannte noch immer.

Bill Conolly hatte sich aufgesetzt. Neben ihm stand Rick Torkano. Beide sahen den Oberinspektor fragend an.

»Sie leben nicht mehr«, sagte John.

***

»Ehrlich gesagt, Kollege Sinclair, ich verstehe gar nichts mehr«, sagte Inspektor Snider ein paar Stunden später.

»Jetzt haben die Toten plötzlich wieder ihr Gesicht. Können Sie mir vielleicht eine Erklärung geben?«

»Ja – können schon.«

»Und?«

»Ich werde es aber bleiben lassen, lieber Inspektor. Wissen Sie, es gibt Dinge, die sollte man nicht anrühren. Vielleicht würden Sie mich für verrückt erklären, wenn ich Ihnen etwas von einer magischen Symbiose berichten würde.«

»Von einer – was?«

»Sehen Sie, das ist es. Machen Sie es gut, Kollege. Die Welt ist – wie man so schön sagt – wieder in Ordnung.«

John verließ Sniders Revier und stieg in seinen Bentley.

Er hatte jetzt nur noch einen Wunsch. Vierundzwanzig Stunden

schlafen!

ENDE

[1]Siehe Gespenster Krimi Nr. 168 »Die Nacht des Schwarzen Drachen«